

Zeitschrift:	Beiträge zur vaterländischen Geschichte
Herausgeber:	Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band:	6 (1857)
Artikel:	Die Reise der Eidgenössischen Gesandten nach Paris, im Jahr 1663, zur Beschwörung des Bundes der Schweiz mit Ludwig XIV. von Frankreich
Autor:	Reber, Balthasar
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-110248

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Reise
der
Eidgenössischen Gesandten nach Paris,
im Jahr 1663,
zur Beschwörung des Bundes der Schweiz mit Ludwig XIV.
von Frankreich.

Eine Vorlesung

von

Prof. Balthasar Neber.

**Die Reise der eidgenössischen Gesandten nach
Paris, im Jahr 1663, zur Beschwörung des
Bundes der Schweiz mit Ludwig XIV.
von Frankreich.**

Ludwig XIV., der Vollender von Frankreichs Staatsgebäude, sorgte dabei natürlich auch äußerst eifrig für diese Vollendung nach Außen durch möglichste Erweiterung der Ringmauer seines Staatsgebäudes in ausgedehntester Abrundung der Grenzen seines Reichs. Das weite Gewissen des Eroberers besaß er im vollkommensten Maße; so schildert ihn in dieser Beziehung ein zeitgenössischer deutscher Staatsmann, der ihn genau beobachtet haben muß: „Einst sprach der König zu seinem Bruder, dem Herzog von Orleans : „Unser Großvater Heinrich IV. hat Großes verrichtet, aber er hat uns noch Arbeit übrig gelassen, mehr als er selbst vollbracht hat.““ Der König glaubt, wie Alexander und Cäsar, daß man um zu herrschen, auch das Recht verlegen dürfe, er macht sich nichts daraus, mit Hülfe der Waffen zu nehmen, was ihn gelüstet.“¹⁾ Auf Zertrümmerung der Österreichisch-Spanischen Macht war es hauptsächlich abgesehen, der kolossalen Großmacht, die noch halb im Mittelalter wurzelte, nicht von der Zentralkraft des

¹⁾ Bull. 10, 133. 134 (2).

Staats der neueren Geschichte beseelt war, ein Ungeheuer an Ländermassen in der alten und neuen Welt, ein Ungeheuer an Geldkräften, vom Jahr 1500 bis 1800, während 300 Jahren, zog Spanien aus seinen Colonien 30,000 Millionen Franken¹⁾, aber eben im 16ten und 17ten Jahrhundert Alles ohne einheitlichen Zusammenhang, ohne einheitliche Wirthschaft. Kein Wunder, daß diesem ungesüßen Elephanten das viel kleinere einheitliche Frankreich endlich den Todesstoss versetzte. Es war Frankreichs alte Politik seit Franz I. schon. Frankreich war auch wirklich von allen Seiten durch dieses allgegenwärtige Spanien-Desterreich geklemmt, nur seine Nordküste war frei, und besonders vor den spanischen Niederlanden in Frankreichs Nordosten, von wo der Feind binnen vier Tagen in Paris sein könne, vor dieser Achillesverse Frankreichs hat Turenne stetsfort gewarnt.²⁾ Die Valois waren nicht glücklich in diesem Kampf, auch hemmten sie die Hugenottenkriege. Den Bourbonen gelang es. Schon Heinrich IV., der erste Bourbon hatte einen prächtigen Plan; aber erst Richelieu unter Ludwig XIII. erhob Frankreichs Arm mit wahrhaftem Glück, ebenso Mazarin nach ihm. Ludwig XIV. vollendete die Zertrümmerung Spanien-Desterreichs in seinen vier stets furchtbarern Kriegen. Wäre Wilhelm III. von Holland und England nicht gewesen, der große Erfinder und Handhaber des Gleichgewichts von Europa,³⁾ Ludwig hätte keine vier Kriege dazu gebraucht. So betrat mit Ludwig XIV. ein Kriegsfürst ersten Ranges den Schauplatz der Welt, einer von den, Gottlob, wenigen, aber in gewissen Epochen Nothwendigen, welche die alternde Karte der Erde zu reformieren bestimmt sind. Sein Kriegsminister Louvois hatte in Überleitung der Heere nach des Feindes schwächsten Punkten

¹⁾ Allg. Augsb. Zeitung 16. Okt. 1854. S. 4610.

²⁾ Ranke, franz. Gesch. 3, 298 (1). 372.

³⁾ Schleifer, Geschichte des 18ten und 19ten Jahrh. 1, 15. Ranke, franz. Gesch. 3, 460. 472.

hin Napoleonisches Talent, 36 Stunden konnte der Mann arbeiten, brauchte dann aber 24 Stunden Schlaf für seinen gewaltigen Körper, ein roher barscher Mensch, Kriegsminister nach allen Dimensionen; so schildert ihn Ranke.¹⁾ Und einen Kranz von Feldherrn hatte Ludwig, wie seit der Römerzeit nur die Revolution und ihr Kaiser einen solchen wieder gezeigt hat. Dieser Weltbeißer Ludwig brachte aber auch, wie Hugo Grotius, der gelehrte Delfter, erzählt, gleich drei Zähne mit bei der Geburt 1638, am 5. September, und dazu bemerkt er in einem Brief an den berühmten schwedischen Kanzler Drenstjerna, „das deute auf fünfzige Raubgier.“ Und als Ludwig seine Selbstregierung antrat, zwischen 1660 und 70, erschien ein schreckhafter Komet, wie 1618 auch einer erschienen war, vor dem dreißigjährigen Krieg, so daß die beiden blutigsten Kriegszeitalter der neuern Geschichte (vor der Revolution) aufgegangen sind mit Kometen. Bern erschrack so vor Ludwigs XIV. Kometen, daß es seine Unterthanen aufforderte, Buße zu thun, dem Trunk abzusagen und allen Ausschweifungen und das Fluchen zu lassen.²⁾

Ludwig XIV. mußte einen Kriegsbund schließen mit der Schweiz. War je einem französischen König ein solcher nothwendig gewesen, so ihm vor Allen.

Merkwürdig ist's nun, daß noch keiner der bisherigen fünf Bünde mit Frankreich auf solche Schwierigkeiten gestoßen war, wie dieser sechste. Es war, als ob die gütige Vorsehung Alles hätte thun wollen, was sie konnte, ohne Beeinträchtigung der Selbstbestimmung der Menschen, um die Schweizer von diesem verhängnißvollsten aller ihrer Bünde, die sie überhaupt je geschlossen, zurückzuhalten: Umstände aller Art, sowie die gewichtigsten Warnungsstimmen aus verehrtestem Menschenmund, nichts fehlte. Noch nie, bei keinem Bunde noch hatte der gute

¹⁾ Ranke, franz. Gesch. 3, 392. 534. 535.

²⁾ Bulliem. 10, 167. 168.

Genius der Schweiz als getreuer Eckart so herrlich Wache gehalten vor dem französischen Venusberge.

Der letzte Bund, der mit Heinrich IV. und Ludwig XIII. gieng im Jahr 1651 zu Ende. De Labarde, Marquis de Marolles, damals französischer Gesandter in der Schweiz, erschöpste sich in Schmeicheleien, um schon 1650 eine Erneuerung des Bundes zuwege zu bringen: „Wie des jungen Königs Herz für die Eidgenossen schlage, so oft er lese von den Siegen seiner Vorfahren, mit Hülfe der Schweizer erkämpft. Wie Schweizer und Franzosen so ganz für einander geschaffen seien, eine Brüderschaft auf Leben und Tod müsse sie vereinigen u. s. w.“¹⁾ Zu gleicher Zeit aber entließ Cardinal Mazarin, während Ludwigs XIV. Minderjährigkeit an der Spitze der französischen Regierung, er entließ die meisten Schweizerregimenter aus Frankreichs Dienst, nach Abschluß des westfälischen Friedens und nachdem sie noch, wie im dreißigjährigen Krieg, so bald darauf gegen den Aufstand der sogenannten Fronde zu Paris tüchtig waren gebraucht worden, Mazarin entließ sie ohne allen Sold, der dreißigjährige Krieg hatte die französischen Kassen geleert, so daß ein großer Theil der Entlassenen auf dem Heimmarsch vor Elend auf der Straße niedersiel. ²⁾ Die Schweizerregierungen ließen also den sentimental Herrn De Labarde schwagen und verboten bei Todesstrafe in der ganzen Schweiz jede Werbung für Frankreich und verpflichteten sich sogar alle gegenseitig durch feierlichen Eidschwur, kein Kanton wolle einzeln für sich mit dem König wegen Bundeserneuerung unterhandeln.³⁾ So energisch war die Gesamtschweiz seit ihrer Bundeszeit mit Frankreich noch niemals gegen diese Macht aufgetreten. Die Schweizer behaupteten, Frankreich schulde ihnen 70 Millionen Franks ins Ganze,

¹⁾ Bull. 10, 17, 18.

²⁾ Bull. 10, 10.

³⁾ Bull. 10, 15.

und allein für die letzten Jahre des dreißigjährigen Kriegs 4 Mill., hauptsächlich an Sold, Bern z. B. forderte 600,000 Franks für bloßen Sold, und jenes solidarische Eidgelübde hatte den Sinn: Bis wenigstens die letzten 4 Millionen bezahlt sind, keine Bundeserneuerung mit Frankreich.

So stand es um 1650. Gut für die Schweiz.

Es kam noch besser.

Der große Bauernkrieg brach aus 1653. Und da benahm sich nun Frankreich abermals sehr beleidigend. Schon das war unnachbarlich, daß, als Bern wirklich in höchster Noth und auch Basel von Frankreich nur einige hundert Mann Hülfe begehrten, daß diese Regierungen keine erhielten¹⁾; da der Bund also mit 1651 abgelaufen war und noch nicht erneuert worden, so war freilich Frankreich buchstäblich damals gerade auch nicht zu helfen verpflichtet; aber wahrhaft beleidigend für die Regierungen war nun das, daß des französischen Gesandten, eben jenes De Labarde, Sekretär, Baron, von Solothurn auf die Bauernversammlung nach Huttwyl kam, im Kanton Bern an der Grenze Luzerns, und im Namen seines Gesandten die Bauern als die guten und lieben Freunde Frankreichs begrüßte, ihre gerechte Sache belobte, ja versprach, sein Herr, der König, habe Lust, ihrem, dem großen Bauernbund, beizutreten; sie sollten fürs erste zwanzig Abgeordnete nach Solothurn schicken. Allein die Bauern gaben dem Herrn zu verstehen, sie wollten lieber in ihrer Sache allein Meister bleiben.²⁾ Solches französisches Benehmen mußte natürlich die Schweizerregierungen aufs Neue gewaltig erbittern, und am zornigsten darüber war Bürgermeister Wettstein von Basel.³⁾ Und das war wiederum gut für die Schweiz. Und dazu kam, daß die meisten Regierungen der Kantone durch die gemeinsame Gefahr dieses Aufstandes

¹⁾ Bull. 10, 57. 60 (144) vgl. mit Wettsteins Bedenken.

²⁾ Bull. 10, 46. 47.

³⁾ Wettsteins Bedenken.

ihrer Bauern zum erstenmal seit der Religionsspaltung wieder recht zusammen gewachsen waren, wodurch das 1650 gelobte einheitliche Frontmachen gegen Frankreich begreiflich ebenfalls frisch gestärkt werden mußte. Frankreich hatte durch jenes Benehmen wohl die Regierungen zähm machen wollen für den Bund, und eben das Gegentheil erfolgte.

Alles steigende gute Verhältnisse.

Da brach Solothurn zuerst seinen Eid und schloß einen Sonderbund mit Ludwig XIV. Und zwar eben dieser Bauernkrieg, sonst so günstig für die Stimmung der Schweiz gegen Frankreich, eben derselbe machte auch diesen Riß in die Schweizerphalanx. Und einmal eine Bresche, so gieng die Festung hald mehr und mehr zu Trümmern.

Solothurn gieng über, weil es namentlich vom stolzen Bern während des Bauernkrieges und besonders nach dem Sieg der Regierungen auf Tagsagungen und sonst in der That ungerecht behandelt wurde; mit seinen Bauern war Solothurn auf gutem Fuße geblieben und als sie gegen andere Regierungen mitmachten, verharrete es in der Milde. Daher Beschlüdigungen: Es mache gemeine Sache mit den Bauern, das faule Nest mit den Bauern unter der Decke, und dazu die derbe Forderung, an die gemeinsamen Kriegskosten bis 30,000 Gulden zu bezahlen.¹⁾ Anderseits zu diesen Fußtritten der Mitkantone die goldenen Küsse De Labarde's, der ja obendrein in ihren Mauern residirte; 1 Mill. Franken versprach er Solothurn auf der Stelle u. s. w. Solothurn schloß seinen Bund mit Frankreich 1653.²⁾

Und nun giengs Schlag auf Schlag.

Das kam so:

Das Zusammenhalten der Schweizerregierungen in der Noth des Bauernkriegs hörte mit der Noth wieder auf, und

¹⁾ Bull. 10, 38. 79. 80 (191).

²⁾ Bull. 10, 79 (190).

der lange verhaltene Religionskrieg von 1656, der zweite Religionskrieg der Schweiz, brach aus. Die Verhältnisse waren zu brennend, die Reformierten in den gemeinen Herrschaften zumal litten zu sehr. Die Flamme wäre im 16ten Jahrhundert schon abermals aufgelodert, aber die französischen Hugenottenkriege leiteten die Kriegskräfte der Schweiz meist in jene Lager; in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts wäre sie aufgelodert, da hielt der dreißigjährige Krieg ihr Schwert in der Scheide, um nicht mit in denselben verwickelt zu werden, darauf denn der Bauernkrieg. Jetzt aber hemmt nichts mehr. Die katholischen Orte hatten unter sich den alten Borromäischen oder goldenen Sonderbund und andere katholische Bünde mit dem Bischof von Basel, mit Savoyen, mit Spanien, welche katholischen Bünde alle sie aufs Neue enger zu knüpfen sich anschickten. Da schlossen denn auch die Reformierten zum erstenmal eine Verbindung mit den reformierten Hauptmächten des Auslands, mit England und Holland. Ihr Gesandter, Joh. Jak. Stockar, Stadtschreiber von Schaffhausen, wurde vom Lord-Protektor Cromwell, dem großen Puritaner, entblößten Haupts, so entlassen: „Ich versichere Sie, daß gegenwärtig die Schweiz unter allen Europäischen Mächten keine bessere Freundin hat, als England.“¹⁾ Die beiden Seemächte mit der reformierten Schweiz schritten auch alsbald glücklich ein zum Schutz der von Mazarin und Savoyen verfolgten Waldenser in Piemont. Die reformierten Verbündeten boten der reformierten Schweiz Hülfs-gelder an für ihren Religionskrieg, England bis auf 20,000 Pfd. Sterl.²⁾ Dieser reformierte Bund wurde geschlossen 1654. Das aber nahmen nun die katholischen Orte furchtbar übel. Nur sie sollten mit der katholischen Welt in Bünden stehen dürfen nach Herzenslust, die Reformierten aber durchaus nicht ebenso mit der reformierten Welt. Und jetzt, wie Solothurn 1653 in

¹⁾ Bull. 10, 98.

²⁾ Bull. 10, 110 (48).

seinem Grimm, so die übrigen katholischen Orte in ihrem Grimm folgten Solothurn 1654 und 1655 und schlossen ebenfalls ab mit Frankreich. Aber De Labarde hatte auch hier goldene Küsse vertheilt: 350,000 Franks kostete Frankreich die Erkauung dieser übrigen katholischen Orte.¹⁾

Der verhängnißvolle Bund der Gesamtschweiz mit Ludwig XIV. schritt immer drohender heran.

Nur die reformierten Orte hielten noch, aber schwach; Bern, stetsfort für sein Waadtland vor Savoyen bang, hätte dieses gar zu gerne mit unter Frankreichs Schutz gestellt²⁾, wie schon in den zwei vorhergegangenen Bünden³⁾; und in Zürich kämpften zwei Parteien, der treffliche Bürgermeister Waser mit dem habsgütigen Bürgermeister Hirzel, welcher für seine sechs Söhne und Tochtermänner mehr privatväterlich als landesväterlich zu sorgen suchte.⁴⁾ Kurz: Die Schweizerfeste wankte und klappte nach allen Seiten.

Da, während die katholischen Orte einer nach dem andern abfielen, um wenigstens die reformierten noch zu retten⁵⁾, und auch von den katholischen⁶⁾ noch diesen und jenen, stemmte sich der völligen Verstörung mit aller Kraft seiner frommen vaterländischen Seele der Schweizermann entgegen, dessen Stimme in der Eidgenossenschaft des 17ten Jahrhunderts den mächtigsten und reinsten Klang hatte, Bürgermeister Johann Rudolf Wettstein von Basel, indem er im Jahr 1654 an die reformierten Städte ein „Bedenken“ erließ, „ob eine Eidgenossenschaft die zu Ende gelaufenen Bünde mit der Krone Frank-

¹⁾ Bull. 10, 104. 105 (38).

²⁾ Bull. 10, 142.

³⁾ Meyer, 1, 445. 446. 471.

⁴⁾ Bull. 10, 142 (22).

⁵⁾ Heusler, Wettsteins Eidgen. Wirken. 51.

⁶⁾ Gegen den Schluß des Bedenkens von Wettstein merkt man, daß er auch an die Katholischen dachte.

reichs erneuern soll." Wettstein, welcher die Selbstständigkeit der Schweiz vom deutschen Reich auf dem westfälischen Friedenscongrès 1648 ruhmvoll durchgesetzt, kämpfte hier consequent auch für die Selbstständigkeit der Schweiz von Frankreich. Es war der würdigste Schlussstein, den er seinem höchst würdigen schweizerischen Staatsleben setzen konnte. Er war ein Sechziger, als er diese Bedenken schrieb. Im Jahr 1666 starb er. Auf 122 Tagsitzungen ist er erschienen, meist vermittelnd, versöhnend, wie es seines Basels Aufgabe war, nach dessen Bundesbrief mit den Eidgenossen von 1501.¹⁾ Wettstein war der Friedensengel der Schweiz.²⁾

Es ist wahrhaft providentiell, daß vor den beiden verhängnisvollsten Bünden der Schweiz mit Frankreich, vor dem ersten, mit Franz I., und vor dem sechsten, mit Ludwig XIV., die Schweiz so gewaltig gewarnt werden mußte gerade durch die beiden größten und frömmsten Eidgenossen ihrer Jahrhunderte, durch einen Zwingli und durch einen Wettstein. Und noch eine Bemerkung im Angesicht von Wettsteins Bedenken: Zwinglis Schriften in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts und dieses Bedenken Wettsteins in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, das waren die Hauptverdammungsurtheile über das Schweizerböldnerthum, mitten aus der Zeit dieses Söldnerthums selbst, bis zur Revolution. Zu Gunsten desselben aber ist so viel als Nichts erschienen. Nun könnte jedoch Zwingli bei Manchem als ein etwas beschränkter Beurtheiler erscheinen, weil Geistlicher und nicht Staatsmann seines Amtes. Allein Wettstein, was will man dem anhaben? Hier ist ein Staatsmann und der tüchtigste der damaligen Schweiz, und zugleich der wärmste Freund seines Volks. Und der verdammt das Söldnerthum zum Theil sogar noch härter. Bedarf man da noch weiter Zeugniß? Eben das macht Wettsteins Urtheil

¹⁾ Bluntschli Gesch. d. schweiz. Bundesrechts 1, 174.

²⁾ Heusler, Wettst. 50.

so bedeutungsvoll: der Mund, aus dem es kommt. Es sollte seit Wettstein vernünftigerweise dem Schweizeröldnerthum das Urtheil gesprochen sein für immerdar. Und Artikel 11 unserer Bundesverfassung von 1848 hat Gottlob endlich dieses Urtheil wirklich gesprochen: „Es dürfen keine Militärfapitulationen abgeschlossen werden.“

Wettsteins Bedenken¹⁾ hat folgenden kraftvollen Hauptinhalt:

Zur Einleitung bemerkt er:

Bündnisse und Freundschaften mit benachbarten und andern Völkern sind vor Gott und Menschen ein gut Ding, denn sie sind eine Nothwendigkeit, besonders für ein Volk, das sich durch Tapferkeit seiner sieghaften Waffen in erwünschte Freiheit geschwungen, um durch seiner Nachbarn Beistand sich darin zu erhalten und auch sonst durch solche Freundschaft materielle Vortheile (er meint wohl durch Handel besonders) zu gewinnen. Schon ein Einzelmensch, der sich abschließt, gilt für einen unglückseligen Leutehasser, wie viel mehr würde ein ganzer Staat, der so handelte, für unglücklich und barbarisch gelten. Unsere Altvordern haben Bündnisse wohl zu schäzen gewußt; darum, als sie der umwohnenden Städte und Länder Tugend und Redlichkeit erkannt, so schlossen zuerst die drei alten Orte ihren Bund zusammen und so giengs weiter bis zu den dreizehn Orten und sind so ein großer Leib und gewaltiges Regiment worden und haben dadurch ein solch Ansehen erreicht, daß fast nunmehr jeder Potentat in Europa der Eidgenossen Freundschaft werth hält. Damit ist aber nicht gesagt, daß jeder Bund gut ist, sondern nur die, welche um der Ehre Gottes willen gemacht werden und zu des gemeinen Wesens Wohlstand und zu der Unterthanen besonderm Nutzen. Ob nun der Bund mit

¹⁾ Basler vaterl. Bibliothek I. 53. a. H. 41. g. Beides Handschriften, wovon hauptsächlich die letztere benutzt ist. Gedruckte kurze Auszüge bei Bulliemi. 10, 137—141. und Heußler Wettstein 51—53.

der Kron von Frankreich, 1602 geschlossen, und der nun zu Ende geht und erneuert werden soll, ein solcher guter Bund sei, das soll jetzt durch Folgendes Federmann selbst beurtheilen. Doch fordere ich vom Leser, daß er zur Lesung ein ebenso unpassioniertes Gemüth bringe, wie ich mit unpartheiischer Feder es geschrieben, auf daß man nicht etwa der Speis schuld gebe, wenn sie in einen blöden und übel zugerichteten Magen kommt und daher dann etwas herb und sauerlecht würkt. Ich meinestheils kann versichern, daß ich bei Erwägung der folgenden Motive jederzeit mein Gewissen Raths gefragt und stets gefunden habe, daß es Niemanden ergeben sei, als dem gemeinen Vaterland."

Nun folgen fünfzehn Punkte, die hier ferner kurz zusammengefaßt werden:

„Der Bund mit Frankreich zwingt uns zu mercenarischer Hülfeleistung (für Geld), welche Art zu kriegen nicht allein wider Gott und Gewissen, sondern auch wider die Ehrbarkeit streitet, denn solche Soldaten laufen um geringen Sold in jeden Krieg wie zu einem Gastmahl, während man sie zu ehlichen Dingen auch um groß Geld nicht bringen kann, sie treiben den Krieg wie ein Handwerk, und er ist doch nur extraordinärer Beruf; sie fragen nicht warum sie andere todtschlagen oder sich selbst todtschlagen lassen, sondern nur um den Preis, und das ist geradezu Viehisch; sie sind nur leibeigene Knecht, daher sind sie eines freien Volkes unwürdig und nicht zu den ehlichen Leuten zu zählen.“

„Daher bringen sie das Vaterland in Verachtung bei allen fremden Nationen, ja bei den Franzosen selbst; ihre Geschichtschreiber reden von uns als von „erkaufftem Fleisch“, wir sehen „wie die unvernünftigen Thier“, und dergleichen Sachen könnte man noch einen ganzen Haufen beibringen.“

„Die andern Völker aber verachten uns nicht nur deshalb, sondern sie hassen uns auch, weil wir so schlechte Bünde mit einem so schlimmen Volk machen. Insonderheit haßt uns

Oesterreich, wie diese Bünde der Erbeinigung zu wider lauffen; Basel und Schaffhausen werden es zu entgelten haben."

Nach diesen Beweisen über die Schlechtigkeit des Bundes mit Frankreich, hergenommen aus dem Verderben, das er nach innen und außen der Schweiz droht, beweist Wettstein nun ferner die Schlechtigkeit des Bundes auch aus den Bundesbrüchen von Seiten Frankreichs:

"Und für alle diese Entrüdigung unser selbst und für alle diese Verachtung und Haß der Fremden, was haben wir? Frankreich bezahlt uns nicht einmal, bricht seine Bedingungen, zahlt keinen Sold an die Soldaten und keine bedungenen Gelder an die Regierungen, all die großen Summen stehen stetsfort aus sammt den Zinsen. Die Kaufleute werden gegen die Bedingungen mit neuen unerhörten Zöllen beschwert. Wohl wissen das die, so seit zwanzig Jahren am Regiment obenan gesessen."

"Wollte ich alle Bundesbrüche der Franzosen gegen uns erzählen, so würde mir die Zeit mangeln, wenn ich gleich von Sonnenaufgang bis zum Niedergang erzählte. Nur ein oder zwei Beispiele, die sich erst kurz ereignet: Als Bern in höchsten Angsten ihrer innerlichen Unruhen vor etwa einem Jahr¹⁾ nur 200 in der Nähe gelegene Reiter vom König begehrte, wurden sie ihm ohnfreundlicherweise abgeschlagen; und obendrein hat der französische Gesandte zu Solothurn uns unter einander in die Haare gerichtet, und mit den rebellischen Bauern unter einer Decke gelegen; unsere frommen Altvordern hätten einen solchen Landtsverräther mit Hunden zum Land hinaushezen und ihm Ohren und Nasen schlagen lassen, welches noch heutiges Tags als verdienter Lohn an ihm zu vollziehen wäre."

"Auch das ist ein Bundesbruch Frankreichs, daß wir unseres

1) Diese Stelle weist auf 1654 hin als Zeit der Absfassung dieses Gedankens.

Volks, einmal im französischen Sold, gar nicht mehr mächtig werden können, daß man es uns, wenn wirs in höchsten Nöthen selbst brauchten, nicht wieder herausgiebt, auch wenn das Bündniß abgelaufen ist, indem die Minister sie durch Geldverheißen in ihrem Bätteldienst festhalten, sobald wir dieselben zurückfordern und sie so an der Nasen und am Narren-Sahl herumziehen so meisterlich, daß unserer Hauptleute Nasen durch solch städtiges Herumziehen so ohnempfindlich geworden, daß sie gar nicht mehr riechen können, wie häßlich man mit ihnen umgeht. Dann wider den Bund werden unsere Soldaten auch überallhin vertheilt, nach Frankreich, Italien, Flandern, Catalonien u. s. w., so daß man sie auch darum nicht zurück ins Land bringen kann."

Nachdem Wettstein so die Schlechtigkeit des Bundes mit Frankreich auch daraus bewiesen hat, weil Frankreich seinerseits den Bund schlecht hält, so beweist er nun endlich die Schlechtigkeit des Bundes noch damit, daß er die schlechten Ursachen der erwähnten französischen Bundbrüche hervorhebt:

„Diese Bundbrüche der Franzosen aber kommen von ihrer Natur, welche unserer Schweizernatur so entgegengesetzt ist, wie Feuer und Wasser. Weltbekannt ist's ja, daß die Franzosen ein leichtsinniges unbeständiges treuloses Volk sind, während wir Eidgenossen stets den Ruhm gehabt, daß wir tapfere redliche treue standhafte Leut seien wie irgend ein Volk unter der Sonne.“

„Der Bundbruch der Franzosen kommt aber auch aus ihrem ebenso im Verhältniß zu uns verschiedenen Regiment. Wir leben in einem freyen Standt, Frankreich aber hat einen König zum Regenten. Die Potentaten sind aber freien Republiken jederzeit aufseßig gewesen, suchen sie zu unterdrücken und achten die Bünde mit freien Leuthen nicht.“

„Dazu kommt, daß Frankreich als zu mächtig mit uns Schwächeren glaubt machen zu können was es will. Wir sind so in die zwanzig Jahren traktiert worden. Ich will aber

hoffen uns werden die Augen einmal aufgehen, so daß wir endlich sagen nach dem alten Sprichwort: Gebrannte Kinder fürchten das Feuer."

„Die Franzosen halten es überhaupt für eine gemeine Staats-Regel, keine Bünde zu halten, insonderheit wenn es die Schweizer betrifft. Wenn wir die Bünde mit Frankreich nur um den zehnten Theil so gebrochen hätten, die Franzosen würden sie längst aufgehoben haben.“

Somit hatte Wettstein die Schlechtigkeit des Bundes mit Frankreich bewiesen, also nach den drei Hauptgesichtspunkten hin: Er ist schlecht, weil er der Schweiz Unglück nach Innen und Außen bereitet, weil er von Frankreich schlecht gehalten wird, und weil Frankreich ihn bricht aus schlechten Ursachen. Demnach ein dreisach schlechter Bund. Und nun fordert Wettstein die Schweizer auf, keinen solchen Bund mehr zu schließen, und ermutigt sie zugleich zu diesem Entschluß, indem er zuerst diejenigen widerlegt, welche Frankreichs Zorn fürchten, dann die, welche durch den Verlust von Frankreichs Schutz ihr Vaterland den Feindseligkeiten des Auslands preisgegeben fürchten und die welche Frankreichs Gold zu verlieren fürchten:

„Wenn wir auf solch Alles hin den französischen Bund doch erneuern, so haben wir schandlich aus der Art geschlagen und sind unserer redlichen Voreltern pastart worden, denn wie haben sie einst, 1513, den französischen König Ludwig XII. mit seinem Bund tapfer abgewiesen.“

Und nun die Ermuthigungen.

Was Frankreichs Zorn betraf, bemerkt er:

„Lassen wir uns doch ja nicht so erschrecken von Frankreich, weil der französische Gesandte vor den Herren von Bern geprahlt hat, sein Herr der König könne allen Potentaten und Ständen das Gesetz vorschreiben; denn wäre das wahr, so würde sein Herr der König und dessen Ambassador dem Herr Protector zu Loodon nicht vorn und hinten alles küssen. Frankreich schwiebt überhaupt gegenwärtig allseits in Gefahren: Frank-

reich ist unter sich uneinig, voll innerlicher Unruhen (die Fronde), die Vornehmsten und geheimen Räth des Königs sind mit stählen ärger als die Raaben; die Engländer nehmen ihnen ihre Schiff weg; die Holländer zeigen Gewalt gegen Frankreich; die deutschen protestantischen Fürsten haben im letzten Krieg (im dreißigjährigen) Frankreichs Treulosigkeit erkannt; das Schwedische Bündniß ist aus; Dänemark ist den Franzosen weder mit Gut noch Uebel bekannt; die Könige von Spanien sind ihre alte und geschworene Feind; so wird Portugal die Franzosen wahrlich nicht allein auf den Beinen erhalten." (Es ist hier zu bemerken: Mag auch Wettstein, um die Schweiz zu ermutigen, Frankreich schwächer hinstellen, als es in der That gewesen, so war jedenfalls die Lage dieses Staats zu jener Zeit der inneren Fronde-Unruhen momentan kritisch genug.)

In Betreff des Schutzes von Seiten Frankreichs bemerkt er:

„Das alles (die Schwäche Frankreichs) können sich auch die merken, die vielleicht doch vom Bund mit Frankreich noch Hülfe erwarten; wir würden uns ja nur an eine baufällige Wand lehnen, und es käme so heraus, als suchten wir mit Fleiß Jemand, mit dem wir zu Boden fallen wollen. Darum sollen wir nicht so einfältig dem glauben, was ein jeder französischer Charlatan oder spanischer Rodomont¹⁾ uns von ihren Bündnissen daher schwägen, als sollten wir uns ihres Schutzes und Schirmes trösten, die ja, wie wir vor einem Jahr gesehen, um unsertwillen nicht ein Pferd sattelten.“

In Bezug aufs französische Gold bemerkt er:

„So oft ich an die Wort Philippi Comminaei gedenke, eines so weisen Franzosen, muß ich Ihme über meinen Willen Beyfall geben und fürchten, er habe nur zu wahr gesagt, die

¹⁾ Hier sieht man, daß Wettstein auch die noch nicht ganz übergegangenen katholischen Orte im Auge hatte.

französischen Kronen werden den Schweizern mit der Zeit großen Schaden bringen, weil sie, die zuvor von Geld, besonders von Gold nichts gewußt, sehr begierig darnach werden würden und daher allerhand factionen und innerliche Uneinigkeiten davon haben würden. Das schrieb er schon vor 200 Jahren, was würde er erst jetzt sagen? Rom und Griechenland sind auch durch üppiges Wesen zu scheitern gangen; das haben wir davon, daß wir Königen und Kaisern Geld leihen.¹⁾ Haben unsere frommen Altvordern nicht heiliger vertraulicher und, damit ich alles in ein Wort zusammenfasse, Ehdtgenössisch mit einander gelebt, ehe die spanischen Duplonen²⁾ und französischen Pistohlen ins Land kommen sind und da man auf Herzog Carls von Burgund kostlichen Diamant u. s. w. noch nichts verstanden, als aber jegunder? Seitdem haben wir eine neue Lebensordnung eingeführt, die Vertraulichkeit in Misstrauen, die gute Verständniß in Uneinigkeit, die Sparsamme in Ueberfluß und Kostlichkeit und das nützliche Arbeiten in ein schändlichen Müßiggang verwandelt. Wir könnten also heutiges Tags noch ebenso gut leben, wie vor den französischen und spanischen Bündnissen, ja wir wären in einem glückseligeren Wesen, wie wirs damals auch waren."

Nach diesen irdischen Ermuthigungen zur Aufgebung des dreifach schlechten Bundes mit Frankreich stellt Wettstein zum Schluß noch der Schweiz die Hauptermuthigung vor die Augen, das Vertrauen auf Gott, und vor allem in diesem Vertrauen soll sie ihren Entschluß fassen:

„Wir wären unglückselige Leuth, wenn wir keinen andern Schirmherrn als den Franzosen hätten; aber Gott sey es gedankt, wir haben seinen Schirm, Er hat uns mit natürlichen

¹⁾ Bern z. B. hatte angelegt besonders in den Banken von England und Holland 8 Mill. Fr. und außerdem lagen 50 Mill. dabeim in seinem Schatz. Bulliem. 10, 299. 300 (42).

²⁾ Wiederum ein Wort für die Katholischen.

Bollwerken, Schanzen und Wassergräben so treuwlich umgeben, daß, so lang Er, der Allmächtige, ob Unz hält, wir uns fechlich rühmen dörssen, daß wir ohne frömbde Bündgenossen in Ihm ohnüberwindlich seind."

„Fassen wir also einen solchen Schluß, so der Eydtgenossischen Nation anständig. Werden wir das thun, so seind wir versichert, daß wir Gottes Ehr, gemeines Vaterlandes Wohlstand und der Underthanen Nugen vielmehr befördern, als mit einem Bündtnuß.“

Das war Wettsteins Bedenken.

Er fügt noch bei:

„Diesen Ursachen, die uns von der französischen Bündnuß abschrecken sollten, hätten noch mehr können angehendet werden, als namblich, daß wir die Franzosen durch unsere Bündnissen hochmütig und muthwillig machen, die sonst, wann sie sich auf eine starke Schweizerische armée nicht jederzeit zu verlassen hätten, öftermalen weniger Krieg anfangen. Ferners wären noch nambhasste theologische Gründ behzubringen gewesen, weilen aber heutiges Tags, bösem Gebrauch nach, politische Ursachen bey weltlichen mehr dann geistliche gelten, habe ich jener auch lieber als dieser gedachten wollen.“

Und leider mußte er noch etwas hinzufügen:

„Weilen aber wegen Unbeständigkeit dieser heuthigen Welt schwärlich zu hoffen, daß, wenn schon noch wichtigere Bedenken vorfielen, man den Bund aus der Acht lassen werde, insonderheit wann jeman denselbigen mit allerhand schönen Farben, fürnemblich mit Gold und Silber aufstricht (herausstreicht), als hab ich mich dißfahls nicht überheben können, an Tag zu geben, wie man, so es ja an ein Bündniß machen gehen sollte, in allem Ehrlichen tractiren könne.“

Wettstein fordert wenigstens folgende fünf Punkte als äußerste Nothwendigkeit:

„1. Man nehme die Pensionen nicht als Blutgeld, sondern unter ehrlichem anständigem Titel.“

2. Man schließe den Bund auf höchstens sechs bis acht Jahre ab. Sie sollen am allermeisten auf diesen Punkten dringen, sitemahlen die Franzosen auf solche weiß die ganze Bündtnuß redlicher als zuvor niemahlen beobachten müssen; wie man auch früher mit Päpsten und französischen Königen nur auf zehn Jahre Bünde geschlossen hat und dabei sich besser befunden als bei vierzig, fünfzig oder mehr Jahren.

3. Man lasse die Religionsverwandten in Frankreich desselben genießen.

4. Man lasse sich von den Franzosen sattsame Caution geben.

5. Man könnte ihnen andeuten, daß wie Kaiser Ferdinand III. den Herren Eidgnossen die Ehren-Titul vermehrt, also sie es in das künftige auch thun, und dieselben, wie die Herren Staaten (die Generalstaaten von Holland), die sie Vos Seigneurées heißen, und die Herrschaft Venedig titulieren."

"Im Fahl man aber diese fünf Stuckh als nichtig verachtete, wird man weder gegen der ehrbaren Welt noch den Nachkömmlingen es verantworten können."

"Darum Ihr Eidgnossen sehet Euch vor."

So weit Wettstein.

Was den fünften Punkt betrifft, den vermehrten Titel, so hatte der Kaiser früher, als sie noch Glieder des deutschen Reichs oder, wie seit dem Schwabenkrieg, 1499, wenigstens noch Verwandte des Reichs gewesen waren,¹⁾ der Kaiser hatte die Eidgenossen also damals, in den Staatschriften an sie, tituliert: „Liebe Getreue“; seit dem westfälischen Frieden ganz unabhängig vom Reich geworden, hatten sie es durch eine Gesandtschaft an den Kaiser Ferdinand III., 1650, bei welcher Wettstein sich auch befand, neben anderen wichtigeren Dingen erlangt, daß der Kaiser sie als nunmehr bloße Freunde des Reichs ferner titulierte: „Besonders Liebe“, indem die Gesandt-

¹⁾ Bluntschli Geschichte des schweiz. Bundesrechts 1, 230. 242.

schaft dem Kaiser zu Wien vorstellte, „es werde den Schweizern von den Venezianern und Franzosen vorgeworfen, daß jener frühere Titel „Liebe Getreue“ eine Subjektion und Unterwürfigkeit auf sich trüge.“¹⁾

Darauf bezieht sich Wettsteins Erwähnung von dem durch Ferdinand den Eidgenossen vermehrten Titel. Frankreich titulierte sie stets fort, auch nach dem westfälischen Frieden: „A nos très chers, grand amis et confederez les Bourgemaîtres etc. des ligues Suisses etc.²⁾ Wettstein meinte nun also, auch Frankreich solle, seit der von Europa anerkannten völligen Souveränität und Selbstständigkeit der Schweiz, ihren Titel vermehren; er schlug „Vos Seigneuries“ vor als Beispiel, „Euer Herrlichkeit“,³⁾ andere wollten „Excellence“⁴⁾ oder „Euer Gnaden.“⁵⁾ Es wird sich zeigen, daß Frankreich auf dem bisherigen Titel blieb und nicht mehrte.

Zu gleicher Zeit aber, als Wettstein sein Bedenken schrieb, setzten sich auch eine Menge anderer Federn in Bewegung, um über den Bund mit Ludwig XIV. zu schreiben. Alle in den reformierten Kantonen. Es gieng doch eine allgemeine Ahnung durch diese aufgeklärteren Orte, daß man hier etwas Hochgefährliches zu thun im Begriff stehe, etwas Gefährlicheres, als bei allen früheren Bünden mit Frankreich. Man hatte keine bestimmte Handhabe der Gefahr, wie ja auch Wettstein die nicht hatte; es war eben eine allgemeine unerklärliche politische Beklemmung, wie eine solche noch nie einem Bund mit Frankreich vorangegangen. Gleichwie vor großen Erschütterungen in der physischen Naturwelt die Menschen in rätselhafte Unruhe gerathen, so ist's derselbe Fall vor großen Erschütterungen in der

¹⁾ Bluntschli Bundesrecht 1, 249. Füssl, Erdbeschreibung d. Schweiz 1, 36.

²⁾ Füssl, Erdbeschreibung 1, 37.

³⁾ Bulliem. 10, 143 (25).

⁴⁾ Bulliem. 10, 149 (38).

⁵⁾ Meyer Schweizerges. 2, 455. 456.

Menschenwelt. Diese höchst fieberhafte Unruhe in den reformierten Orten zeigte sich in der Legion von Schriften, welche von 1654 bis 1658 über den Bund zum Vorschein kamen neben Wettsteins Bedenken. Vor keinem Bund mit Frankreich war bisher auch nur von fern eine solche Fluth von Schriften erschienen. Nur der letzte Bund mit Frankreich vor der Revolution, der von 1777, hat wieder Ähnliches hervorgebracht, allein dieser späteren Bewegung lagen klare politische Ursachen zu Grund, und nicht bloß dunkle Ahnungen, wie jetzt der Aufregung im 17ten Jahrhundert. Ueber diese große allgemeine Schriftenfluth nun auch noch ein Wort. Doch das gleich hier zum Voraus: Wettsteins Bedenken ragt über dieser Fluth empor wie ein starker Fels über hohlem Wasserschwall; daher wird dieser Wasserschwall auch wirklich sehr schnell und kurz vorüberfließen.¹⁾

In Zürich hauptsächlich regte sich wieder Zwinglis und Bullingers Geist, aber eben in ziemlich nebelhafter blasser Erscheinung: Zürichs Geistliche voran, dann seine Gelehrten und Schulmänner, Amtleute, überhaupt Patrioten, richteten Schriften an den Gesammtkant oder großen Rath, an den kleinen Rath, an einzelne Regierungsglieder, theils als Korporationen, z. B.: Vorstellung der Zürcherischen Geistlichkeit durch Pfarrer Ulrichen, 1655 an den großen Rath, im Namen des Ministerii;²⁾ oder einzeln als Privatleute, z. B.: Bedenken von Amtmann Scheuchzer zu Cappel 1654.³⁾ Vorstellung von Joh. Casp. Waser, Professor Logicae in Collegio Carolino in Zürich, 1657.⁴⁾ Die Zürcher Pfarrer predigten auch gegen

¹⁾ Haller in seiner Schweizerbibliothek giebt wenig solcher Schriften an. Aber z. B. nur die Basler Vaterländische Bibliothek wimmelt davon: H. 41. a. — H. 41. d. — H. 41. g. — I. 42. a. — I. 42. b. (11 Schriften.) — I. 42. c. — I. 42. d. — I. 53. a.

²⁾ I. 42. b. Erste Schrift.

³⁾ I. 42. a.

⁴⁾ I. 42. b. Fünfte Schrift.

den Bund; so kommt eine Verantwortung eines Pfarrers vor großem Rath vor wegen einer solchen gegen den Bund gehaltenen Predigt, 1657.¹⁾

In Schaffhausen regten sich die Geistlichen ebenfalls über den Bund. Der dortige Synodus richtete eine Vorstellung darüber an den kleinen Rath, 1656.²⁾

Auch die Basler Geistlichen wollten den Bund beleuchten, aber Wettstein, der mächtige Bürgermeister, scheint sie abgeschreckt zu haben, wie Beides aus einem Brief hervorgeht, welchen dieser an seinen ältesten Sohn Johann Rudolf, Doct. und Prof. der Theologie zu Basel, damals Rektor der Universität, im Jahr 1656 schrieb³⁾: „Baden, den 26. Julii 1656. Mein freundlichen Gruß, geliebter Sohn Doctor. Es hat mir gestern der vornehmsten Herren von Zürich einer gesagt, als man von Tractation der französischen Pündtnuß geredt, es machen ihre geistlichen Herrn ihnen in diesem passu viel widerwertigkeit, deme ich geantwortet, wir haben Gott ze danken, daß dergleichen bei uns sich nicht befindet; hat er ferner vermelbet, die ihrigen berußen sich auf die unsserigen und benantlichen, daß Dr. Wettstein der jetzige Rector zu Basel eben (neben Andern) ihrer Meinung seye, welches mich sehr befremdet. Möchte also wohl förderlichste Nachrichtung haben wie es damit bewandt und was Du und Andere für Motiven haben, Euch dergleichen Sachen anzunehmen und es nicht viel mehr der weltlichen Obrigkeit zu überlassen. Wurden gewiß unsere G(nädigen) Herren wann ihnen dergleichen Discursen vorkommen sollten, darob ain schlechtes Gefallen haben. Dein getreuer Vatter H. R. Wettstein.“ Man sieht dann auch noch aus diesem Brief, daß Wettstein das Einmischen der Geistlichen

¹⁾ Dito. Sechste Schrift.

²⁾ Dito. Vierte Schrift.

³⁾ H. 41. a. Aus Wettsteins Tagebuch S. 13. 14. — Heußler Wettstein. 53.

in diese politischen Bundessachen nicht leiden möchte; aber seit Zwinglis und der Reformatoren Zeit betrachtete nun einmal die reformierte Geistlichkeit der Schweiz überhaupt, besonders die Zürcherische, diese französischen Reisläufereien als auch in ihr Gebiet gehörig. Wettsteins Misbilligung erscheint auffallend, da er selbst am Schluss seines Bedenkens den „bösen Gebrauch“ tadeln, daß heutiges Tags politische Gründe mehr gelten als geistliche. Allein diese aristokratische Zeit war die Zeit der äußersten Eifersucht der Regierungen auf ihre Autorität, alles sollte von ihnen, von oben herab ausgehen; wenn also Wettstein auch für theologische Gründe war in dieser Bundessache, so war er Manns genug, sie selbst vorzubringen, hätte ers für gut befunden, oder im Fall die Regierungen Aufklärungen vbn Seiten der Geistlichen wirklich bedurften, so sollten diese gehorsam warten, bis man sie zu ihren Vorstellungen aufforderte. Und noch ein Grund, warum Wettstein gegen Einmischung der Geistlichen war, ist gewiß auch der gewesen: Eben weil sie im Namen der Reformation diese Dinge bekämpften, mußten sie natürlich die Katholischen stoßen; wie, das wird sich gleich zeigen; er aber, wie sein Bedenken dargethan, hoffte zum Theil gleichfalls auf Gewinnung noch einiger katholischer Orte; darum warnte er zugleich vor dem Bund dieser Orte mit Spanien.

Und nun noch Einiges vom Inhalt dieser Schriftenfluth.

Natürlich waren fast alle dieser Schriften über den Bund gegen den Bund gerichtet. Fast alle. Einige wenige doch auch für den Bund.

Der theologische Hauptgrund gegen den Bund ist immer der: „Frankreich sei eine papistische Macht und darum sollen die Evangelischen sich nicht mit ihm verbünden.“ Dann in einer Warnung von Zürcher Geistlichen an ihre Regierung vor dem Bund wird gesagt: „Dass man um ungwissen gnuß gelt und gut nit solle zulassen, daß in gefahr komme und zerstört werde der, um welches willen Christus gestorben ist, Röm. 14...

Die Regierungen sollen die Seelen ihrer anvertrauten thürachten."¹⁾ Ferner das vorher angeführte Bedenken des Amtmann Schenckzer zu Cappel, 1654, von Theologie strohend trog einem Pfarrer, hat folgendes Vers-Motto:

„Laßt uns zusammenhalten
In Fried und Einigkeit
Wie unsre frommen Alten
Betrachten Bundt und Eydt
Laßt uns das Gelt nit nießen
Die Gaben machen blind
Daz wir nicht müssen büeßen
Und dienen zlegt dem Find."²⁾

Die paar Schriften für den Bund stellen jenem Hauptgrund gegen denselben, daß Frankreich papistisch sei, als ihren Hauptgrund entgegen: Frankreich bekämpft Spanien, und Spanien ist noch viel papistischer als Frankreich, da es ja sogar in Frankreich auch Evangelische Unterthanen giebt. Eine solche Schrift für den Bund war z. B. die vorher angeführte von Waser Prof. Logicas in Zürich, 1657.³⁾ Etwas komisch ist folgende Schrift für den Bund: „Beweizthum daß der Evangelischen Stätten einer loblichen Eidgnosßhaft Defension oder Schirmbundt mit der Krone Frankreich nit wider Gott sei.“ Die Schrift beginnt gleich so: „Wann der Defension oder Schirmbundt u. s. w. wider Gott ist, so ist auch der Bundt Abrahams mit den Männern Escol Aner und Mamre wider Gott gewesen. Gen. 14, 13. Es ist aber der Bundt Abrahams mit den Männern Escol Aner und Mamre nit wider Gott gewesen. Ergo ist auch der Defension u. s. w. Bundt u. s. w. nit wider Gott.“ Und nun kommt: „Probatio et de-

¹⁾ H. 41. a.

²⁾ I. 42. a.

³⁾ I. 42. b. Fünfte Schrift.

ductio argumenti etc.¹⁾ Ueber diese letztere Schrift für den Bund fiel man nun aber grimmigst her, sie wurde ernst widerlegt²⁾ und satirisch. Die satirische Antwort hat den Schluß: „Hiemit hat Author argumenti (der Verfasser der vorigen Schrift) für dñmahlen den Punkt der evangelischen Stetten loblicher Eydtgnoshaft mit Frankreich erwiesen aus dem Bundt Abrahams mit den Amoritischen Männern Aner ic., wie die Papisten das Messopfer aus den Worten dieser Historie Gen. 14, 18: Aber Melchisedech, der König von Salem, trug Brot und Wein hervor. Und er war ein Priester Gottes des Höchsten.“

„Zürich 1657.“³⁾

Noch ein Witz sei hier erwähnt aus einer Schrift gegen alle französischen Bünde überhaupt, aber aus dem 18ten Jahrhundert, wahrscheinlich von 1731; da heißtts vom französischen Geld: „Die an die Stände u. s. w. ausgetheilten Dublonen oder Diablonen u. s. w.“⁴⁾

Und somit genug über diese allgemeine Schriftenfluth neben Wettsteins Bedenken, im Vergleich mit dessen Keulenschlägen diese Schwachgebürt alle, meist Handschriftliches, sehr wenig Gedrucktes, wie Seifenblasen verschwinden. Bemerkenswerth sind sie aber doch, weil sie, wie früher angedeutet, die allgemeine Aufregung bezeichnen.

So stemmte sich also Wettstein der völligen Zertrümmerung der Eidgenössischen Phalanx gegen Frankreich als letzter Hirt kräftigst entgegen. Allein, wie schon erzählt, die katholische Schweiz fiel ganz ab, bereits 1655, und die reformierte wankte immer mehr, aus den angegebenen Gründen, wozu denn kam, daß der französische Gesandte De Labarde auch hier die

¹⁾ I. 42. b. Siebente Schrift.

²⁾ Dite. Achte Schrift, eine ernste Widerlegung.

³⁾ I. 42. a. — H. 41. a.

⁴⁾ I. 42. b. Neunzehnt: Schrift.

goldensten Händedrücke nicht sparte¹⁾), oder, nach Wettsteins eigenem Wort: Er strich mit allerhand schönen Farben, fürmlich mit Gold und Silber, den Bund heraus, und sein, Wettsteins, Hauptbedenken aus. Denn wirklich, nach dem völligen Uebergang der Katholischen zu Frankreich, war von des Bedenkens Hauptwunsch, die Reformierten wenigstens vom Bunde ganz abzuhalten, kaum mehr die Rede.

Das aber wollten die Reformierten doch mit allem Ernst: Sie wollten keinen andern Bund mit Frankreich schließen, als auf Grundlage jener fünf Punkte, welche dem Bedenken hinten beigefügt worden waren und von welchen Wettstein gesagt: „Im Fall man auch diese fallen lasse, so werde man es weder vor der Mitwelt noch den Nachkommen verantworten können.“ Der Hauptpunkt war, wie Wettstein besonders auf diesen zu dringen angerathen, daß die Reformierten nur auf sechs bis acht Jahre abschließen wollten, damit Frankreich den Bund treuer halte als die bisherigen, im Blick auf dessen solchergestalt stets nahe bevorstehende Erneuerung. Allein hatten die Schweizer ihren Kopf, so hatte Ludwig XIV. einen noch gewaltigeren. Sie boten fünfzehn Jahre Bundesfrist. Nichts. Die Unterhandlungen zogen sich von einem Jahr ins andere fort. Es kamen dabei auch noch andere Dinge zur Sprache, als jene fünf Punkte. So wollten die Reformierten nicht gegen die Engländer und besonders nicht gegen die Holländer gebraucht werden, mit denen sie, wie gezeigt, seit wenigen Jahren erst ebenfalls in Verbindungen getreten waren. Dann, und das war noch wichtiger und zumal Wettstein erschien es wichtig, sie verlangten die Neutralität der zwischen Neuenburg und Frankreich gelegenen spanischen franche comté oder Freygräffhaft Hochburgund.²⁾ Wettstein betrachtete diese spanische Provinz mit Recht als ein Hauptbollwerk, als eine Schanze für die Westgränze

¹⁾ Bulliem. 10, 141 (20) 142. 143. (24.)

²⁾ Bulliem. 10, 144. — Heusler Wettstein 26. 51. 53. 54.

der Schweiz gegen Frankreich, das seit der Erwerbung des Elsasses im westfälischen Frieden seine Ausdehnungslust nach Osten hin sehr bedenklich kundgab.¹⁾ Die Schweiz war seit 1511 durch feierliche Verträge, durch die damals erneuerte sogenannte Erbeinigung zur Vertheidigung der damals österreichischen und später spanisch gewordenen Freigrafschaft Burgund verpflichtet, im Fall dieselbe von irgend einem Feind angegriffen würde.²⁾ Auch hatte die Schweiz bisher öfters durch ihr „treues Aufsehen“ die Neutralität von Hochburgund in drohenden Kriegsfällen gesichert.³⁾ Die Tagsatzung bezog für diese Dienste, die sie dem Lande leistete, seit 1511, jährlich 800 Goldstücke (Goldthaler).⁴⁾ Also nicht allein die höhere Wettsteinische Politik, sondern auch überhaupt eine bestimmte klare Pflichtberechtigte die Schweiz, für die Schirmung der Freigrafschaft Burgund zu sorgen.

Aber Ludwig XIV. wollte durchaus keinen Bund, der ihn band, er wollte die gesamte Schweizerkraft haben ja eben um recht frei und ungehemmt seine großen Pläne der Zukunft durchführen zu können. Hinsichtlich Burgunds bekam die Schweiz die lakonische Bemerkung: „Dies Land habe die Neutralität gar nicht nöthig;“ sie wurde der Landschaft verweigert „sous prétexte qu'Elle n'en a besoing“, heißt es in dem Brief eines Schweizers aus Paris.⁵⁾ Ja freilich hatte Burgund die Neutralität nicht nöthig, in Ludwigs Sinn nämlich: Ich erobere das Land ja doch nächstens und so nützt ihm eure Neutralität nichts; wie sich bald zeigte. Kurz: des Königs Kopf wurde immer härter und die Köpfe der Schweizer immer —

¹⁾ Heußler Wettst. 26.

²⁾ Bluntschli Bundesrecht 1, 262.

³⁾ Bluntschli dito. — Heußler Wettstein 26.

⁴⁾ Bulliem. 10, 156. 157 (63). — Heußler Wettstein 54.

⁵⁾ Aus dem Schreiben eines Schweizers von Paris, November 1663.

I. 42. d.

weicher. De Labarde banquettirte mit ihnen drauf los an den Conferenzen zu Baden und zu Aarau, und benebelte sie. Wettstein nicht; frank verließ er Aarau.¹⁾ In seinem Diarie oder Tagebuch über diese Verhandlungen sagt Wettstein in Bezug auf diese Benebelungen: „Es sei gemeinlich Nachmittags (nach Tische) bei den Sitzungen des Disputirens kein Ende gewesen; und über De Labarde's Benehmen braucht er Ausdrücke, wie „vnverschämter weiß“ und „une effronterie extraordinaire.“²⁾ Im Juni 1658 aber unterzeichneten die reformierten Orte und ihre Zugewandten den Bund mit Frankreich, wie früher die katholischen. Die Hauptsache war gethan, der Grundsatz eines Bundes der Gesamtschweiz mit Frankreich feierlich festgestellt.³⁾ Allerlei streitige Punkte schwieben zwar immer noch, ihre Vereinigung sollte in Beibriefen dem Hauptbunde angeschlossen werden. So conferenzelte man noch volle fünf Jahre. Was nützte das jetzt, nachdem man Frankreich nicht etwa bloß einen Finger, sondern bereits die ganze Hand gegeben! In diesen Beibriefen ward von den berührten Hauptwünschen auch gar nichts zugestanden, sie enthielten im Verhältniß zu diesen Wünschen nur Nebendinge. Wettstein in seinem Tagebuch sagt über diese späteren Conferenzen, z. B. von einer solchen im Januar 1659 zu Aarau Folgendes: „Die Herren von Bern sind mit einem weitläufigen preamble oder teutsch Breyambel aufgezogen kommen, daß vast niemand gewußt ob es gehauen oder gestochen, brennt oder boret seye, ist doch endlich dahin ausgeloßt, daß man wohl vermerkt, Sie möchten sowohl als Zürich Ihre Junkerli von Herzen gern befördert und mit Louisblancs (Louisthaler zu 3 francs) und wehten französischen Füppen geziert sehen. Wir armen Tropfen

¹⁾ Heuzler Wettstein 54.

²⁾ Extractus aus Hrn. Bürgermeister Wettsteins Diarie, Vaterl. Biblioth. Basel, H. 41. a. S. 25. 26. 28 des Tagebuchs.

³⁾ Wettst. Tagebuch, verschiedene Stellen.

von Basel haben abermahlen den Hafen aufdecken und den Rübel umbkehren (die Wahrheit sagen) müssen, mit dem unverständigen erinnern, wann man allerseits auf Gott und des Vaterlands wohlfart sehe, werde sehr bald errathen seyn, was man zu thun habe, wenn aber particular Interesse darhinder stecken, werde man sich schwerlich vergleichen können. Worüber sich die Herren von Bern (weilen die Zürcher etwas wiziger waren und stillgeschwiegen), sonderlich der Vorderst herausgelassen und präoccupirt, mit vermelden: non, devant Dieu, sie wissen nichts von dergleichen (Partikular Interesse), worüber ich fortgefahren u. s. w." Von einer Conferenz zu Baden, im Juli 1660, sagt Wetstein: „und hat man aus allen umständen befunden, daß der Herr Ambassador seyn furzweil und Gugelfuhr mit gemeiner Ehrgnosschaft habe.“¹⁾ Und so versammelte man sich denn endlich in Solothurn, im „Solothurn des Königs“, Reformierte und Katholische, und im September 1663 unterzeichnete nun hier, in Folge des bereits im Jahr 1658 angenommenen Grundsatzes, die Gesamtschweiz und ihre Zugewandten den verhängnißvollen Bund mit Ludwig XIV. von Frankreich.²⁾ Das eine Original mit der Unterschrift und Ehrensiegeln der Cantone wurde dem Gesandten zu Königs Handen überreicht; das andere mit des Königs Unterschrift und den gelbwäschenen Siegeln Frankreichs kam ins Archiv von Solothurn.³⁾

Der Bund an sich lautete fast wörtlich wie die früheren fünfe, besonders wie der letzte fünfte, mit Heinrich IV., Großvater Ludwigs XIV. Das Wesentlichste: Artikel 1: Der Bund ist zum gegenseitigen Schirm und Schutz, im Fall man angegriffen wird. Der Bund dauert bis acht Jahre nach dem Tode des Königs und des Dauphins. Art. 3: Wenn während

¹⁾ Wetsteins Tagebuch. 37. 38. 40. 41. 36. — H. 41. a.

²⁾ Bulliem. 10, 145. (31) — Meyer Schweizerges. 2, 45.

³⁾ Wagner, Reise zum Budesschwur nach Paris S. 1.

der Dauer dieses Bundes der König von irgend Jemand angegriffen wird, so darf er zum Schutz seiner Lände 6000 bis 16,000 Mann in der Eidgenossenschaft werben. Art. 6: zieht der König selbst zu Feld, so darf er Mannschaft anwerben so viel er will unter Eidgenössischen Hauptleuten. (Ludwig XIV. zog in der That öfters selbst zu Feld.) Die folgenden Hauptartikel sezen den Sold, die Fahrgelder, die Zollfreiheiten, die Hülfe des Königs für die angegriffene Schweiz u. s. w. fest. (Alles wie in den früheren Bünden, sowie gleichfalls die Vorbehalte Art. 23 und 24); diese Vorbehalte bedeuteten, daß man gegen ältere Verbündete, dem jüngern Verbündeten, im Fall er sie angriff, nicht beistehen werde, eigentlich eine müßige Bestimmung, da ja der ganze Bund nur für Vertheidigung, nicht für Angriff lautete, und zur Vertheidigung mußte man sich die Hand reichen auch gegen diese vorbehaltenen ältern Verbündeten, im Fall von ihnen der Angriff ausgieng.¹⁾ Aber bei diesem Bund mit Ludwig XIV. ist diese Vorbehaltsbestimmung deshalb hervorzuheben, weil die künftigen Bundbrüche des Königs sich da am grellsten zeigten; also nicht bloß im Allgemeinen, wie Art. 1 und Art. 3 das festsezgen, sollen die Schweizer nur zum Schutz von Frankreich und zu keinem Angriff gebraucht werden, sondern ganz bestimmt noch dazu dürfen sie zu keinem Angriff gebraucht werden gegen die namentlich Vorbehaltenen, und eben gerade gegen diese wurden sie von Ludwig XIV. hauptsächlich angriffsweis misbraucht, nämlich gegen das deutsche Reich, Österreich und Burgund, denn das waren die von den Eidgenossen namentlich vorbehaltenen ältern Verbündeten. England aber und Holland durften die reformierten Orte gar nicht einmal erst vorbehalten, diese gehörten gar nicht zu den ältern Verbündeten, sondern nur jene vor 1521, dem ersten Bunde mit Frankreich, mit der Schweiz schon verbunden gewesenen drei Mächte.

¹⁾ Meyer Schweizergesch. 1, 328 (§. 13). — Dito 2, 48 (§. 24).

Vor Abschluß dieses Bundes von 1663 hatten die Schweizer die Neutralität von Burgund verlangt von Frankreich, was also abgeschlagen wurde, und hier im Bundbrief behalten sie sich doch Burgund vor, das ist kein Widerspruch: Jene Forderung vor dem Bund bedeutete, daß Frankreich selbst das Land nicht angreifen dürfe, der Vorbehalt bedeutet, daß, nachdem Frankreich diese Bedingung verweigert hat, die Schweizer wenigstens ihm, Frankreich, nicht ihrerseits zum Angriff des Landes helfen wollen.

Der Bundbrief enthält 25 Artikel und 4 Beibriefe.

Die Beibriefe bestimmten mehreres im Bundbrief allgemein Gehaltenes näher, besonders für die reformierten Orte, z. B. in Betreff der Offizierswahlen, Gelder, Salz, Zölle (letzteres für das industrielle Zürich höchst wichtig),¹⁾ Religionsfreiheit der reformierten Schweizertruppen in Frankreich. Das Bedeutendste war: Die Waadt wurde in diesen Schutzbund aufgenommen, bestimunter als das in den früheren Bünden geschehen²⁾ (höchst wichtig für Bern); und: im Fall von Religionskrieg in der Schweiz hilft der König keiner Partei, sondern er wird vermitteln (das erste Mal, daß Frankreich förmlich offiziell zum Vermittler in der Schweiz aufgestellt ward).

Dieser Bund der Schweiz mit Frankreich von 1663 hatte also, seinem Wortlaut nach, nichts Verfänglicheres als die früheren Bünde. Das Verhängnisvolle aber war, daß man es jetzt mit einem Bundesgenossen zu thun bekam, einem Kriegsfürsten, wie keiner seiner Vorfahren je gewesen, und der dabei, man erinnere sich an jenes Wort des deutschen Staatsmannes über ihn, dem Recht, den Verträgen anerkanntmäßen nichts nachfragte. Hatte es nun bisher schon, nach Wettsteins Bedenken, „bei den Franzosen für eine gemeine Staats-Regul gegolten, keine Bünde zu halten, insonderheit wenn es die

¹⁾ Vergl. Bulliem. 10, 142 (24).

²⁾ Vergl. Meyer 1, 445. 471.

Schweizer betraf", unter den früheren verhältnismäßig redlichen Königen, was mußte die Schweiz von einem Ludwig XIV. gewärtigen? Sie mußte schweren Druck in ihrem Innern, schweren Verwicklungen mit Europa entgegengehen, schwerern Verhängnissen als je vorher. Das hatte Wettstein geahnt, dem hatte er steuern wollen, ein Prediger in der Wüste.

Die Schweiz hatte sich durch De Labarde's Gold- und Silbersfarben nicht nur Wettsteins Hauptbedenken, sondern sogar auch jene fünf Punkte und die andern Hauptpunkte, Alles hatte sie sich, hatten sich namentlich die Reformierten ausstreichen lassen. „Unverantwortlich", wie Wettstein es gebrandmarkt hat.

Aber vor den dreißig Jahren finstern Kriegsgewitters noch dreißig Tage hellen Festglanzes: Die feierliche Beschwörung des Bundes in Paris von Seiten der Schweizergesandten und des Königs, während des Monats November 1663. Ihre Hinreise von Mitte Oktobers 1663 bis Anfang Novembers, der Bundeschwur in Paris mit allen Festlichkeiten während des ganzen Monats November, ihre Heimreise bis Mitte Dezember. Der König hatte sie durch De Labarde dazu einzuladen lassen.¹⁾

Es war eine alte Sitte. Auch die früheren Bündnisse waren in Paris persönlich beschworen worden;²⁾ die Bundesgenossen lernten einander dadurch kennen, wie ja heutige Staats-Bundesgenossen sich gleichfalls gegenseitig besuchen, und Frankreich hatte dabei wohl auch den Zweck: die frommen Schweizer durch einen dem König selbst geleisteten Eid fester zu binden, ihnen durch des Staates und der Hauptstadt Größe und Pracht zu imponieren, endlich auch, Europa den engen Bund mit diesen starken Kriegern recht anschaulich zu machen. Der vorige Bundeschwur in Paris mit Ludwigs XIV. Großvater, Hein-

¹⁾ Wettsteins Tagebuch, Schluß.

²⁾ Bulliem. 9, 392.

rich IV., 1602, war besonders glänzend und gemüthlich gewesen, letzteres durch die gewinnende Art dieses Königs. Aber wie unter Ludwig XIV. Alles in Betreff dieser Bundesverhältnisse der Schweiz zu Frankreich auf dem Höhepunkt stand, so denn auch der Glanz dieses Bundesschwurs von 1663, der unter Heinrich IV. war Armut dagegen, freilich die Gemüthlichkeit fehlte. Und das auch gab diesem Schwur von 1663 besondern Glanz, daß zum ersten Mal alle dreizehn Orte um Frankreichs Thron sich Treue schwörend versammelten,¹⁾ bei den bisherigen Schwüren zu Paris hatte stets Zürich gefehlt. Dieser glänzendste aller Bundesschwüre zu Paris war aber auch der letzte. Die folgenden Bünde im 18ten Jahrhundert wurden in Solothurn beschworen in der St. Ursus-Kirche, nur in Gegenwart des französischen Botschafters, doch vor dem gemalten Bildniß des Königs, welches in der Kirche über dem Portal befestigt war.²⁾ Der Grund, warum diese späteren Bünde nicht mehr in Paris beschworen wurden, lag darin: Die Schweizerregierungen, trotz allen übertriebenen Festlichkeiten von 1663, fanden sich doch diesmal als jetzt, seit 1648, vollkommen souveräne Stände, offiziell nicht gebörig geehrt, und faßten daher schon zu Paris damals den Entschluß, künftig den Schwur einfach auf den Grenzen durch Commissarios feiern zu lassen.³⁾ Zwar der französische Botschafter du Luc, der gleich den nächsten Bund von 1715, den katholischen Sonderbund (Trücklibund) in Solothurn beschwören ließ, gab nach seiner impertinenten Weise den Grund an: „Ich wollte S. Majestät die Beschwerde ersparen, so viele schmugge (geldgierige) Bärte am Fuße des Thrones zu sehn!“⁴⁾

¹⁾ Zürcher Relation über den Bundesschwur in Paris I. 72 vaterl. Bibl. Basel S. 445.

²⁾ Bulliem. 10, 639. — Monnard 12, 339, 340. — Meyer 2, 227.

³⁾ Zürcher Relation über den Bundschwur 1663. S. 396. Manuser. Vaterl. Bibl. Basel I. 72.

⁴⁾ Bulliem. 10, 634 (18).

Wie über keinen bisherigen Bundesabschluß noch solche Massen von Schriften erschienen waren, als über den Abschluß dieses Bundes, so auch in Betreff der diesmaligen Reise zum Bundes schwur; keine der früheren Gesandtenreisen nach Paris wurde so vielfach beschrieben wie die von 1663. Die Berichte röhren natürlich von Mitgliedern der Gesandtschaften her, welche unterwegs schon das Wichtigste aufzeichneten, zunächst für ihre heimischen Regierungen, als vorläufige Mittheilungen, ehe der offizielle Abschied einlief, und dann mit Muße zu Hause die Sache weiter ausarbeiteten, um die allgemeine Neugier über diese „sonderbare, zuvor nit erhörte“ Reise, wie die Gesandten sie selbst nannten, auch zu befriedigen.¹⁾

Der bekannteste Bericht ist von Georg Wagner, Stellschreiber von Solothurn, Secretarius der ganzen Gesandtschaft, und darum gewidmet „denen Großmächtigen, Wolgeborenen, Edlen, Gestrengen, Ehren Nothvesten, Frommen, Vornemmen, Fürsichtigen, Ehrsammen, Wolweisen, Herren, Herren, Burgermeistern, Schultheißen, Landtammann, Räthen, Burgeren, und Landleuthen der Lobl. 13. und 5. zugewandten Orthen u. s. w.“ Gedruckt, Solothurn Anno 1664.²⁾

Weitläufiger und besser aber ist der Bericht der Zürcher Gesandtschaft. Handschrift, wie alle folgenden Berichte. Wahrscheinlich von Rathssubstitut Joh. Heinr. Waser, Sekretarius der Evangelischen Orte bei ihren „absonderlichen Conferenzen.“ Hier sind besonders die verschiedenen Begrüßungsreden genau mitgetheilt, sehr interessant wegen ihres Schwulstes.³⁾

1) In den Berichten ist diese Entstehungsweise hin und wieder angegeben.

2) Pariserische Reiß u. s. w., durch Joh. Georg Wagner, Ritter, Stellschreiber der damaligen Eid- und Bundgenössischen Grosspötztaft gewesnen Secretarium. Soloth. 1664. 54 S. 4to.

3) Zürcherische Relation von der Eidgenössischen Gesandtschaftsreise nach Paris. Manusc. 4to. S. 492. I. 72. Wohl eine Abschrift von der Relation, die Haller, Schweizer. Biblioth., angiebt V. Nr. 1221. Haller

Dann ein Basler Bericht. Von Hauptmann Em. Socin, des großen Raths.¹⁾ Und noch ein kürzerer Basler Bericht, von einem der beiden Gesandten selbst.²⁾

Auch ein französischer Bericht. Es sind nämlich auch von Franzosen in Paris verschiedene Erzählungen dieses merkwürdigen Bundesschwures verfaßt worden.³⁾

Der Parisische Abschied oder der offizielle Gesamtbericht an die verschiedenen Regierungen ist ebenfalls zu erwähnen, vom Gesamt-Sekretarius Wagner von Solothurn verfaßt; er enthält hauptsächlich die Geschäftsverhandlungen; von sonstigen Vorfällenheiten wenig.⁴⁾

Nach diesen genannten Berichten ist das Folgende erzählt. Wiewohl lange nicht alle Berichte über diese großartigste aller Schweizergesandtenreisen nach Paris benutzt werden konnten, so sind doch ohne Zweifel die bedeutendsten darunter.⁵⁾ Diese

hält eher den Bürgermeister Waser selbst für den Verfasser, allein dieser würde sich schwerlich so sehr gelebt haben, wie das öfters über ihn vor kommt.

¹⁾ Beschreibung des Ritts u. s. w. Manusc. Fol. 41 S. Vaterl. Bibl. Basel H. 89. Daß Hauptmann Em. Socin der Verfasser, geht hervor aus Vergleichung S. 98 und 101 der Zürcher Relation mit S. 22 und 25 dieser Basler.

²⁾ Nur 7 Seiten Fol. Manusc. H. 89. Daß einer der beiden Gesandten Verfasser war, erhellt z. B. aus der Darstellung des Bundesschwurs.

³⁾ Wagner, Vorwort. Der französische Bericht, Manusc. Fol. 21 S. Cérémonial observé etc. H. 89. Es wird dies wohl der von Hallers Schweiz. Bibl. angegebene sein V. Nr. 1224.

⁴⁾ H. 41. f. 21 S. Fol. Manusc.

⁵⁾ Haller, Schweizer. Bibliothek V zwischen Nr. 1220 und 1240 giebt noch mehrere Berichte an und Bulliem. 10, 148 (37). Es wird aber auch außerdem wohl noch jeder Ort den seintigen haben. Wagner, die Zürcher Relation und das angeführte französische Cérémonial gehören gewiß zum Bedeutendsten. Zur historischen Vergleichung sind dann auch noch zwei Reiseberichte von 1602, unter Heinrich IV. benutzt, H. 89: Ein Schaffhauser Bericht und ein Mühlhauser.

Reise verdient es, ausführlich erzählt zu werden, nach dem darüber Gesagten schon, dann aber noch besonders, weil sie ein interessantes Stück Culturgeschichte des 17ten Jahrhunderts enthält.

Die Gesandten zum Bundeschwur wurden nach der Uebung erwählt in den Städten von den großen Räthen, in den Ländern von den Landsgemeinden.

Zürich wählte einhellig Bürgermeister Johann Heinrich Waser, der als erster Gesandter des Vororts „bei der ganzen großen Ambassade das Amt eines Presidenten vertreten und daß Wort geführt mit sonderbarem Bernüegen des Königs, der übrigen Eydtgenössischen Herren Gesandten und deß ganzen Hoffs.“ Waser machte Umstände, er war 63 Jahr alt und überhaupt nicht für diesen Bund, wie früher bemerkt, allein er ward „gebäten sein Bestes zu thun.“ Die beiden andern Gesandten Zürichs waren Thomas Werdmüller und Conrad Werdmüller. Also drei „Pottschäfer;“ dazu acht „Edelleuth“, Herren, aus der Verwandtschaft der Gesandten: Söhne, Tochtermänner, Brüder, unter welchen jener Johann Heinrich Waser, Mathessubstitut, der besondere Sekretarius der Evangelischen, und wahrscheinlich Verfasser der Zürcher Relation; dann noch sechs „geschworne Ueberreuter und Diener mit der Stattfarb“ und zwei „bagage oder Trosselpferd mit Teppiken der Stattfarb bedeckt.“ Also von Zürich „Personen sammethafft 17.“

Von Bern Schultheiß „Anthoni von Graffenriedt“ und Benner Bucher; eils „Edelleuth“; mit den Dienern, 25 Personen.

Außerdem hatten die zahlreichsten Gesandtschaften Freiburg: 17 und Solothurn: 20 Personen, unter welchen letztern jener Joh. Georg Wagner, Stadtschreiber, Sekretarius der ganzen Gesandtschaft und Verfasser des gedruckten Berichts für alle dreizehn Orte u. s. w., sowie des Abscheids, und Joh. Phil. Bigier, Rathsherr zu Solothurn und Königl. französischer „Dollmetsch“, der Dollmetscher der ganzen Gesandtschaft.

Bon Basel Oberst-Zunftmeister Benedict Sezin und Stadtschreiber Johann Rud. Burckhardt; fünf Edelleute, unter welchen jener Hauptmann Eman. Sezin des großen Raths, Verfasser des einen Basler Berichts; „sampt zwei Einspennern, ein Reitschmid, ein Gutscher und ein Behläuffer“; zwölf Personen. Nämlich die Basler Herren allein fuhren nach Paris in einer Kutsche, alle anderen Gesandtschaften ritten.

„In einer Summa Personen der ganzen Gesandtschaft“ von allen 13 Orten und 5 Zugewandten: 222.

Im Jahr 1602 unter Heinrich IV. waren 42 Gesandte,¹⁾ „und was ein Feder Gesandter von Söhnen, Brüdern, Tochtermännern oder sonst Verwandten bei ihnen gehabt“, also ziemlich wie 1663; die Gesamtzahl scheint aber damals doch nicht so groß gewesen zu sein, wie jetzt.²⁾

Waser, der Wortführer der Gesandtschaft, bekam von seiner Zürcherregierung „etliche Formularia“ mit, Concepce für Begrüßungsreden unterwegs in Frankreich und in Paris, „provisionaliter entworffen darnach der praesident der Legation in der Materi und Form sich desto besser wüste zu richten.“ Sie werden so eingeführt: „Wann den Gesandten „mit Verehrung des Wüns und Habers sollte Ehr bewissen“ und sie „mit einer wolgezierten oration solten bewillkomet werden, so könnte die in der formula der Danksgagung vollgendorfert beantwortet werden mögen“; und nun allerlei weitschweifige, zum Theil geschmacklose Rede-Entwürfe, welche Waser meist in seiner Tasche ließ und Besseres aus eigener Weisheit sprach.

Auch Reisgelder erhielten die Gesandten mit „von meiner Stat wägen“, die aber lange nicht ausreichten.

Als Gepäck nahm Waser auf seinen „bagage oder Trostelpferden“ unter anderm mit: Ein Paar neue Hosen, ein Paar

¹⁾ Bulliem. 9, 392.

²⁾ Mühlhäuser Bericht 1602. S. 17—20. H. 89.

Unterhosen, fünf Hemden, acht Fazinetli, und die gallisch-germanische Pallas¹⁾ (ein deutsch-französisches Wörterbuch).

Die Reise sämtlicher Gesandten begann um die Mitte Oktobers 1663. Zu Solothurn im September beim Bundesabschluß war festgesetzt worden: Jedes Ortes Gesandtschaft solle nach Belieben reisen können, nur müßten sie alle auf Ende Oktobers zu Charenton, eine Stunde vor Paris, zusammentreffen.

So bildeten sich zwei Reise-Gruppen; die eine zahlreichere, sich unterwegs an die vorörtliche Zürcherische Gesandtschaft anschließend, die Hauptgruppe, nahm einen westlicheren Weg über Neuenburg, durch die Freigrafschaft Burgund und durch das Herzogthum Burgund; die andere, unterwegs an Basel sich anschließend, nahm einen mehr östlichen Weg durch die Champagne.

Zürich in Begleit von Evangelisch-Glarus, 23 Personen zusammen, brachen auf am 13. Okt. Basel erst am 17. Okt. Zürich u. s. w. übernachtete zu Mellingen im Hirschen; es war ein Samstag. Sonntags über Lenzburg, wo sie der Predigt des Pfarrherrn Joel Frey beiwohnten, nach Aarau zum Dohsen über Mittag, woselbst sie „von der Stat wägen“ durch „Herrn Haubmann Schnauziger vergesellschaftet worden“; dann ins Nachtquartier nach Olten. Montags zu Mittag „in einem Bauren Wirtshaus Verner Gebiets bei der düren Mülli“ und über Nacht zu Solothurn bei der Krone und beim Thurm. „Das Gesellschaftleisten wurde abgebeten.“ Hier stieß zu ihnen Appenzell Innerrhoden, Luzern und die Solothurner Gesandtschaft. Bereits 57 Personen zusammen. Dienstags nach Biel. Mittwochs wollten sie über den See, aber Sturm und Regen verbotens, „also daß wir die gähe und gefahrliche Bergs Halden und Felsen Straß mit höchster Gefahr an dem Port des Sees reiten und die Halden ab mit den Pferden vñß begeben müß-

¹⁾ Wasers Tagebuch bei Bullien. 10, 148 (37).

sen¹⁾), bis wir komen gen Neuwstat." Sie hatten nicht alle Platz hier über Mittag, ein Theil ritt weiter bis ins Dorf Corneau. Ueber Nacht zu Neuenburg, allwo sich auch einfanden Bern, Uri, Schwyz, die beiden Unterwalden, Zug, katholisch Glarus, Freyburg, Abt von St. Gallen, (Ritter Fidel von Thurn, „Ihr Fürstl. Gnaden Geheimbder Rath“,) Wallis und Biel; die gesammte Reisgruppe, die sich an Zürich anschloß: 185 Personen. Sie wurden hier in Neuenburg, im Namen der Herzogin von Longueville, Gräfin von Neuenburg und Valendis, die zu Paris residirte, vom Kanzler Montmollin u. s. w. „mit weitläufigem zierlichem Discurs beneventirt, bey dem Nachtmahl durch besagte und andere Herren der Stadt erlustiget, mit sehr kostlichem und kräftigem Ehrenwein beschendt, und vberdiz in allen Wirthshäusern sampt ihrem ganzen Comitat Kostfrey gehalten. Welches die Herrn Eydtgnossische Ambassadoren nit allein der Frau regierenden Wittib Herzogin von Longueville zu Paris mündlichen angerühmt und dafür hochfleißigen Dank gesagt, sondern auch Ihren allerseits Herrn und Obern zu gebührend nachdencklicher Erkandtnuß heimzubringen vbernommen.“ Diese Kostfreiheit zu Neuenburg war ein Jubel für die Gesandtschaften, und der Zürcherbericht bemerkt: „So sonst an keinem Orth der ganzen langen Reiß außerthalb Bassel beschehen.“ Nämlich auf der Heimreise wiederfuhr dies den Zürchern zu Basel noch einmal, es war aber wohlfeiler, nur 17 Personen, nicht 185. Die Reise gieng gleich folgenden Tages weiter nach der spanischen Freigrafschaft Burgund; an der Grenze, bei Berrieres, sind „wir zuvor kommen über einen hohen felsachten Berg; ohngefähr Beriere ist auf dem Berg ein Eisserne Reten, die beyden Graffschaften unterscheidende.“ Zu Pontarlier in der Freigrafschaft einige Tage rastend, „weilen unssere Pferdt von Zürich ziemlich müed ge-

¹⁾ Vergl. den Mühlhauser Bericht 1602. S. 4. H. 89: „ein durch vberaus böse vnd gefährliche gähe straas.“

wessen, habend Uns von Zürich und Evangelisch Glarus in dieser Zeit 2 Jesuiten und 2 Capuciner die Visite gegeben.“ Zu Salins „verräumt wegen der großen Bielle Salzes, so all-dort gemacht wird“, antwortete Bürgermeister Waser auf die französischen und lateinischen Grüße auch in beiden Sprachen. Zu Dole, Hauptstadt der Freigrafschaft „warend wir wohl, aber übertheur traktiert.“ In den Dörfern nun aber da waren „wir gar vussauber und übel, sonderlich auch der Pferden halber, als für welche wir weder heut noch aufzgetröschten Haber angetroffen.“ Der Eintritt auf französischen Beden, in das Herzogthum Burgund war noch schlechter. Sie trafen auf einen See „durch wellchen wir nicht ohn gefahr von einem Gleithmann geführt reiten müessen“, dann „durch ein gar tieffes Wasser und latachten Wäg sind wir kommen in das Herzogthum Burgund gen Auronne in die erste Stat des Königreichs.“ Sie kamen allmählig hier an; Bern einen Tag vor Zürich, und der Gubernator der Stadt hatte dem Schultheiß von Graffenried „das nächtliche Wort oder Kriegslosung anvertrawt, so der Bernische Ambassador den Wachten selbiger Guarnison gegeben.“ Den vereinigten Gesandten stellte sich hier, an der Pforte Frankreichs, vor „ein Königlicher ordinari Cammer Edelmann, Herr D'Orsigny“, in des Königs Namen, mit der Eröffnung, er habe Befehl, die Gesandten an allen Orten ihres Durchzugs mit gleicher Ehrerbietigkeit traktieren zu lassen, als reiste „Ihre Majestät selbst.“ Die Garnison und 200 Bürger standen in Waffen, gaben eine Salve und lösten einige Stücke. Der Gubernator aber empfing sie mit einer schönen Oration, welche begann: „Daz die Gesandten von souverainen Ständen wol benennet werden mögen sacrierts Persohnen, welchen schönen Titel u. s. w.“ Waser, für den Empfang dankend, sagte „Hier, beim ersten Eintritt in dieses Königreich wollen wir zum Gruß Gott bitten, daß er den König, das Reich und Euch segne.“ Als sie Auronne verließen, wieder Parade der Garnison und Salven, aber sie waren wenig er-

baut; denn, heißt es: „Sonsten den Unkosten betreffend, habend wir die Zehrung in den Wirthshäusern neben dem großen Ueberlauff der Garnison Constafflern Spilleuthen und anderen selbst wohlbezahlen müssen.“ Auf dem Weg nach Dijon abermals sehr böser Weg und Logis in „zerlöchereten Schafferhütten.“ Desto glänzender giengs aber nun in Dijon zu, der Hauptstadt des Herzogthums Burgund. Sie hielten auf einem „Bühelin“ vor der Stadt, um allesamt einzureiten. Herr D'Orsigny, der mit zwei Quartiermeistern stets vorauseilte, die Maires u. s. w. kamen entgegengeritten. Einzug mit gewaltigen Heerpaufen und Trompeten, Losbrennung von viel Stücken und Mörslen, durch eine große Menge Bürgerschaft in Waffen und sonstige Volksmassen. Ueber dem Stadtthor in einem runden Schild die Wappen des Königs und des Prinzen von Condé, Gubernators von Burgund, und unten dran die Wappen der dreizehn Orte und Zugewandten, umgeben von Lorbeerfränzen. Vor der Herberge des Vororts Zürich, à l'Ecu de France, zogen dann die Bewaffneten noch besonders vorbei und gaben eine Salve. Und des andern Morgens wurden die Gesandten geweckt durch Trompeter und Trommelschläger, „die man alle mit einem Stück gelts abgesertigt.“ Dieses beständige Trinkgeldgeben, überhaupt das Zahlen war aber nicht die starke Seite der Schweizer, wie sichs bereits öfters gezeigt, auch in ihrer Freude über die Kostfreiheit in Neuenburg. Sie hielten daher jetzt diesen Morgen zu Dijon, weil sie sahen, in welchem stets großartigern Schnitt die kostbaren Empfangsfeste anschwollen, ehe sie hier weiteres der Art annahmen, eine Session im Losament von Zürich, wobei vorzüglich diese Frag auf den Plan kam: „alldieweilen man der Hoffnung gelebt, es wurde dise Grosspottschafft auff dem Königl. Boden von den Grängen bis gen Pariz allerdings Kostfrey gehalten“, in welcher Sache aber auf besonders geschehene Anfrage bei Herrn D'Orsigny „genugsam verspürt werden mögen, daß es Königl. seyt nit also gemeint sei“, sondern daß nur die „Complimente

und Regalia" das heißt der Ehrenwein u. s. w. und besondere königl. Festmahlzeiten in den Städten umsonst dargeboten werden sollten, in Betracht dessen also fragte man sich, ob man nicht „großer Unkosten wegen sich „gegen Ihr Majest. dieser Königl. Freygebigkeit freundlich bedanken“ solle mit der Bemerkung, jeder Ort werde für sich die Reise als Privatpersonen einfach fortsetzen. „Harentwegen gleichwohl das Bedenken eingefallen, Ihr. Majest. dörfften diesen Aufschlag Ihrer Königl. wohlwollenheit ohnbeliebig auffnehmen, dahero bliebs beim Bisherigen. Und so ließen sie sich ferner be. ehrenweinen und be. banquettieren bis Paris und zahlten fürstliche Rechnungen in den Wirthshäusern und Trinkgelder. Und die Herrlichkeit nahm alsbald ihren Fortgang. Der Maire von Dijon erschien und in sehr zierlicher und weitläufiger Form, indem er die Eidgenössischen Heldenthaten pries, und er sie ein zu einer Mahlzeit in das „Königliche Haß.“ Waser dankte mit der Bemerkung, Dijon, Hauptstadt des Herzogthums Burgund, seiden Eidgenossen stets freundlich gewesen, seit Ludwigs XI. Zeiten, da ihre Väter durch Dämpfung Carls des Kühnen diese Stadt und Landschaft für Frankreich erobert. Sie wurden in Kutschen in den Palast abgeholt. Ueber der Pforte die Wappen „in ein Rondelen gemahlt“ wie überm Stadtthor, im Gastsaal gerade ihnen gegenüber des Königs Bildniß und auch ihre belorbeerten Wappen. Die Mahlzeit war eine „fostliche fürstliche“ auf „silbern Geschirren“; auch alle Diener wurden gastiert. Während des Mahls Donner „der Stuck auf St. Nikolauhen Thurm“, die sonst nur bei des Königs und Gouvernors (Condé) Einritt gelöst wurden; zugleich von „Trommetern, Herpauckeren, Tromenschlägeren, Pfyfferen sammt Schallmeheren ein liebliches Getöß.“ Die Gesundheiten des Königs u. s. w. wie der Herrn Eidgnossen wurden „mit entblößtem Haupt und ständlingen getrunken.“ Das Gedränge des Volks war den Gästen „gang überlegen“; kein Platz mehr im Saal vor Zugang, auf Leitern waren draußen die Fenster vollgedrängt,

Männer, Weiber, 2000; sie konnten sich an der Tafel nicht mehr regen, die „Einschenker mußten den Gästen die Fläschchen auf den Tisch stellen.“ Nachtisch und Zuckerwerk wurden preis gegeben. Besonders die „weibsbilder“ waren unverschämt, erkundigten der Schweizer Tracht und Gebärden, verlachten sie auch; ja haben sich „mit geschohen“ von den Gesandten selbst Zuckersachen zu erbetteln, denen besser angestanden wäre, ihr „häßliches mit Bleiweiß und menig verklebtes Angesicht bei Hauß zu lassen“; ja etliche sind eingedrungen, „um der Beut nachzuhangen.“ Doch waren die „humores“ ungleich: Auch vornehme sittsame Damen waren da, die „in abnemnung etlich weniger Consekten große Bescheidenheit erzeugten und sich höflich entschuldigten.“ Zwei Stunden tafelte man. Abends bekamen sie noch einige Fläschchen „Hypocras zum Valete“ verehrt in ihre Herbergen. In einigen Tagreisen erreichten sie Troyes, Hauptstadt der Champagne. Überall unterwegs militärische Ehren, Ehrenwein, Geschüßdonner. Bald hinter Dijon kamen sie in eine unheimliche Gegend, la valée de Suson, wo Räuber und Mörder hausten und erst kürzlich Todtschlag verübt hatten, überhaupt war es damals noch unsicher bis vor die Thore von Paris, z. B. auch la valée de Fecamps dicht vor Paris. „Aber laßt uns wieder in Sicherheit und auf den Sammelplatz für Troyes fehren,“ heißt es nun weiter. Herr d'Orsigny kam ihnen auch hier entgegen. Großer Einzug, darunter z. B. „eine Compagnie junger frischer Herren dieser Stadt“, bei 3000 Mann der ganze Zug, „wiewohl es die Parissische Gazettes vil höher machten“; im Volksgedräng waren etliche Mann und Weibspersonen, den die langen und breiten, größtentheils Eiszgrauen Schwizer-Bärt seltsam vorkomen und sich des Lachens nit enthalten können.“ Geschüßdonner. Die Wappen überm Stadthor zeigten auch das des Grafen von Soissons, Gubernators der Champagne, Generaloberst der Eidgenössischen Truppen, Vater des Prinzen Eugen; und unter der Eidgenossen Ehrenschild „dieses Emblema“: Orbem con-

juncta tuetur. Jeder Ort 30 Flaschen köstlichen Weins. Einladung „zum Morndrigen Imbissmahl“ in dem Bischofflichen Palast.“ Vor demselben Besuche, Grüße und Wasers Dank. Nach seinem Formular in der Tasche hätte er danken sollen mit Anführung „der Freigäbigkeit, sage Gastgäbigkeit, der alten Galliern“, was er aber wohl bleiben ließ. Beim Essen derselbe Volksüberlauf und besonders Weiberunverschämtheit, wie zu Dijon. Nachmittags Exerzitien der Bürger, wobei der Major selbst agierte „mit einem verwunderlichen Exercitio des Spießes. In der St. Stephanskirche zeigte man ihnen „Haar von der Jungfrau Maria (auch Milch von ihr), ein Kipp von St. Sebastian und dergleichen Sachen mehr.“ Bei der Abreise zum Balete „daß Erknallen etlicher Stücken.“ Sie kamen nach Rognent und logierten „zum Schilt Jerusalem“; der Baillif begrüßte sie auch ganz Israelitisch: „daß die Einwohner eine solche Freud ab unsrer Ankunft empfangen wie der Herr Patriarch Jacob als er seines Sohns des Josephs wiederum ansichtig worden“, worauf Waser „eine anmuthige Reflexion gethan.“ Weiter nach Prouins, und da heißtts nun gar: „so Jerusalem“ selbst „mit vngleich seyn soll, da man das berühmte Confect von rohten und weissen Rosen machet.“ Also immer mehr ins gelobte Land hinein, je näher Paris. Samstags den 3. November nach Charenton. Zürich also war drei Wochen unterwegs bis Paris. Basel und seine Begleitung waren schon da seit dem 31. Okt. Jetzt auch ein Wort über Basels Reise, die also weiter östlich über Langres in der Champagne gieng.

Am 17. Oktober verreisten Herr Bened. Socin, Oberstzunftmeister, und Stadtschreiber Joh. Rud. Burckhardt „in einer Gutschen mit vier Pferdten“; Herr Hauptmann Emanuel Socin und Herr Krug zu Pferd u. s. w., morgens früh „ins Gotes Namen.“ Zu Mömpelgard stieß der Gesandte von Mühlhausen zu ihnen. „Schlecht wetter und gar tief und bös weeg“, so daß ihnen nach einigen Tagen in einem Walde die

Kutsche zerbrach; „sind derowegen unsere Herren Ehrengesandte zu Pferdt gesessen“; „die gautschēn“ wurde „mit grohen Stanzen und Seilleren accomodiert“ ins nächste Dorf geschafft. Ankunft in Langres, wo Schaffhausen, Appenzell Aufzerrhoden und Stadt St. Gallen bereits angelangt waren. Hier von Mr. de Gaumont im Namen des Königs „salutiert“, um sie bis Charenton zu begleiten. Die Bürgerschaft stand „in Armis.“ Banket: „Oben ist ein Sammeter Sessel en l'honneur du Roy gestanden, dabei zwei Helbardierer“; rechts davon die Gesandten und ihre Suite, links, ihnen gegenüber, die französischen Herren. Nach dem kostlichen Mahl wurden die Diener traktiert, also die Reitschmiede, Ueberreiter u. s. w. und auch bei ihren Gesundheiten „mit Stücken geschossen.“ Zur Abreise war die „raccoomodierte Gutschen“ wieder da. Weiter „in Gottes Namen“ nach Chaumont; weil es finster geworden, Abends 7 Uhr, kamen etliche zu Pferd mit Fakeln ihnen entgegen; Geschüßdonner von allen Bastionen; der Maire unter dem Stadtthor wollte eben seine Rede anfangen „da dann gleich auf selbigem Bollwerk mit zwei Stücken ist Feuer gegeben worden, die Pferdt habend mächtig gescheucht und ist Herr Landtaman Rechsteiners von Appenzell Tochtermanns Pferd in einen graben gefallen, er hat sich käumerlich zuvor hinunter schwingen können“; in der Stadt „sind under allen Fensteren Leichter gewesen, so alles heiter gemacht; außer dem wein erhielten sie „in einem großen silbernen Bassin Rebhühner, Schneppen, junge Häzlein, Endlein u. s. w.“ geschenkt „alles schon zugerüst und gespickt, nur an Spis zu stecken.“ Tags darauf kamen sie ins Kloster Clairvaur, St. Bernhardi Ordens „da dann mit allen Glockhen, welches anstatt der Stucken, ist geleutet worden“; im Hof vor der Kirchthür salutierte sie der Abt sammt allen Conventualen „mit einer schönen und langen lateinischen Oration; in der Kirche zeigte er ihnen „das Begr̄nus St. Bernhardi, den Schatz, dann die Bibliothek, „die Bücher sind alle an Kettenen“; ein kostlich Kloster, das täglich,

wie sie sagten, 500 Personen speist und jährlich 200,000 Franken einnimmt. Auch die Gesandten wurden stattlich traktirt und gastfrei gehalten, „hingegen haben wir in die Küche, stahl und sonstigen auch gebürende Rechnung gethan.“ Nach Troyes kamen sie drei Tage vor den Zürchern und deren Mitgesandten. Beim Nachtessen in ihrer Herberge „zum Straußenvogel“ drängten sich so viele Männer, Weiber, Kinder, Vornchme und Geringe, herein, „und gebeten Ihnen zu erlauben, daß Sie uns möchten sehen essen, daß wir im Gemach kein Platz mehr gehabt, sondern eine Partei nach der anderen wiederum herausgehen lassen müessen.“ Folgenden Tags Gastmahl, wobei sich im Saal, ehe sie saßen, „die Herren Gesandten die Händ gewäschent“; es war Samstag und sie wurden „mit Fischen und allerlei kostlichen Suppen traktirt.“ Nach Tisch exerzierten eine Compagnie „wohl angehauer Burgeren, so aber das Handwerk nicht wohl können“, nur ihr Offizier (wie bei den andern Gesandten) „hat treffenlich wol ein ganze Stund mit der piquen gespielt, dergleichen nicht vil gesehen.“ Zu Nogent begrüßte jener Baillif, der die anderen Gesandten kurz darauf so patriarchalisch anredete, gerade die frommen Basler u. s. w. sehr heidnisch: „Wie die alten Priester zu Memphis alle Jahre der Sonne, dem Prinzip des Lebens, einen Festtag geweiht, nach diesem Tempel, hochgeehrte Herren, könnte billich ganz Frankreich auch Euch einen Tag zueignen, wyl Ihr schon nach dem Urtheil Julii Cäsaris, des großen Römischen Monarchen, im Ersten Buch seines Commentarii de Gallia für die mächtigsten Völker im Alpengebirg gehalten werden u. s. w.“; dann das Compliment „weil Ihr des gewaltigsten Königs der Gallier Freundschaft suchet, so entscheidet Ihr den alten Streit unter den verrühmtesten Geographis, ob Euer Land zu Gallien oder zu Deutschland gehöre zu Gunsten Galliens u. s. w.“ Hier hatte leider Herr Gion, so hieß der Baillif, den Nagel auf den Kopf getroffen. Zu Provins, dem kleinen Jerusalem, bekamen sie außer dem Wein „36 Schachteln de Rose confite präsentirt“;

„diese und vorige verehrungen, wie nicht weniger die Spileuth, connestables, Trompeter und dergleichen haben ein Chrabares gekostet“; dafür bekamen sie aber einen prächtigen langen Gruß vom Herrn Lieutenant General Mitail, worin wieder Cäsar und die Helvetier die Hauptrolle spielten; sie mußten die ganze Geschichte des Kampfes der Helvetier und Römer anhören; ferner „die vornehmsten Städte Eueres Landes haben all ihre Herrlichkeit den Königen von Frankreich zu verdanken, Zürich, Luzern u. s. w., welche alle ihre Freyheiten von den Königen Carrolo Martello, Carolo dem Großen und Ludowico pio empfangen; wer wollte sich darum verwunderen, wann Ihr in so vilen schlachten unsere Gilgen mit Euwerem Blut Purpur Roth gemacht? U. s. w.“ Am 31. Oktober also schon kamen Basel und Begleitung nach Charenton „durch Gottes Sägen frisch und gesund.“ Sie waren vierzehn Tage unterwegs von Basel bis Paris.

Mittwochs angelangt, giengen sie gleich Donnerstags in die Kirche, eine Predigt zu hören, indem zu Charenton „die Protestirenden zu Paris und nächstgelegenen Orten einen Tempel haben ihren Gottesdienst zu verrichten.“ Die folgenden Tage benutzten sie, um ihr Rosament in Paris zu besichtigen, „so vns der König assignirt, l'hostel de flandre, bey Evangelischen leütten, ob es guth und komblich sei.“

Samstags darauf waren denn alle Schweizergesandte zu Charenton beisammen „Got seye ewig gedanket.“

Gleich nach Aller Ankunft wurden sie durch zwei neue „Königl. ordinari-Kammer Edelleuthe“ gentilshommes ordinaires du Roy vorläufig im Namen des Königs bewillkommt, darauf vom Oberst und sämtlichen Offizieren des Schweizerischen Garderegiments und vielen andern schweizerischen Bekannten. Zu den Evangelischen aber besonders kam alsbald auch Herr Micheli „Agent der Piemontesischen Thalleuthen“, um die Waldenser ihnen zu empfehlen.

Sonntags den 4. Nov. wurden alle Evangelischen von einem Geistlichen abgeholt und fuhren zur Kirche, wo sie auf

den Ehrenpläzen der Pfarrer und Gemeindeältesten sich niederließen „an einem schönen bequemen Ohr“ gerade der Kanzel gegenüber. „Herr Pfarrer Baillé that die Predigt auf dem Evangelio Joh. 3, Vers 16 bis 18 (Also hat Gott die Welt geliebet u. s. w.), welchen schönen Text er gar wohl aufgelegt und den Papisten darbei nicht geseyret.“ Auch der Marschall von Turenne war zugegen mit seiner Gemahlin, damals noch das stolze Haupt der Calvinisten Frankreichs, leider nur noch fünf Jahre, 1668 wurde er katholisch, um dem Drang seines Königs nach Staatseinheit nicht im Wege zu stehn.¹⁾ Nach der Predigt, unter freiem Himmel vor der Kirche, „in Beisein einer unzählbaren menge Volks“ wurden dann die Gesandten von demselben Pfarrer Baillé noch besonders bewillkommen: „Von allen Unterthanen des Königs,“ sagte er, „die über Eure Ankunft sich freuen, sind wir gewiß die allerfreudigsten, und wenn wir auch diese Freude nicht mit so großem weltlichem Pomp auszudrücken vermögen, das Gefühl ist nur um so tiefer. Wir schauen in Euch die Blüthe einer Nation, berühmt durch ganz Europa wegen ihrer Thaten; aber noch mehr freuen wir uns über Euch, daß Ihr auch Helden seid, die mit Gott im Bunde stehn, daß ihr auch Helden seid der glorreichen Reformation. Ja, noch mehr: wir freuen uns Eurer, als der Väter unserer ganzen französisch-evangelischen Kirche, denn von Euch sind sie ausgegangen jene großen Männer, die auch unsere Kirche auerbauten.“ Zum Schluß dann noch die Freude über diesen neuen Bund mit Frankreich, wobei es aber der Redner nicht offen auszusprechen wagt, sondern nur durchschimmen läßt, daß er aus diesem Bund der Evangelischen Schweiz auch neue Hoffnungen schöpfe für das Evangelische Frankreich. Waser antwortete: „Wie es ihnen wohlgethan in Mitten einer so großen Evangelischen Gemeinschaft sich zu befinden, denn nichts ist erfreulicher, als die Gemeinschaft der Heiligen in der lieben Gleichförmigkeit des Glau-

¹⁾ Rante franz. Gesch. 3, 344. 418.

bens, man fühle sich da als eine gemeinsame geistliche Republik, wo jeder Bürger dieselben Güter und Freiheiten genieße“; und er, Waser seinerseits spricht nun offen aus, „er hoffe von diesem Bund Günstiges für die Reformation Frankreichs, diese Tochter der Eydgnössischen Kirchen; die Schweizerkrieger werden sich, im Blick darauf, nur um so mehr anstrengen, dem König mit neuer frischer Treue zu dienen; denn Euere Intention, das wissen wir, geht ja nur dahin, Gott zu dienen und den König zu ehren, und so seid Ihr unserer Sympathie vollkommen würdig.“

Freilich thut es wohl, wenn man in dem Phrasenpomp dieser Reise einmal wahre gefühlte Worte zu hören bekommt, aber mit Schmerz muß man sich abwenden auch von diesem Genuss, wenn man bedenkt, wie diese arme Gemeinde und ihre Brüder durch ganz Frankreich in wenigen Jahren dem Idol übertriebenster Staatseinheit blutig geopfert werden sollten, dem Idol, vor welchem Turenne aus eigener überpolitischer Wahl freiwillig zu knieen sich entschloß.

Nachdem sie, vom Pfarrer und den Aeltesten wieder bis zu den Kutschern begleitet, heimgekehrt, „sind bald der Unseren etlich gewahr worden der Behändigkeit der Beutelschneideren, filous genannt;“ zwei Zürchern wurden „dem einen sein Sackührlein, dem andern sein Seckel mit etlichen duplonen auf dem Sack entfremdet.“ Die etwas schwerfälligen Schweizer scheinen überhaupt für diese Gauner sehr bequem gewesen zu sein, denn sie wurden fortan in Paris bei jeder Audienz, sogar bei der vor dem König tüchtig bestohlen. An diesem Sonntag wurden sie dann noch salutirt im Namen des Grafen von Soissons, Generaloberster der Eidgenossen in Frankreich, und im Namen der verwitweten Frau Herzogin von Longueville, Gräfin von Neuenburg.

Montags den 5. November erschienen nun erst zum Hauptwillkomm im Namen des Königs die beiden Introduceurs des Ambassadeurs von Berlitz und von Bonneuil, in dem Losa-

ment des Zürcher-Bororts, dem schönen lustigen Sommerschloß der abwesenden Frau du Plessis Bellievre, wo alle Gesandten sich versammelt hatten; die beiden Herren verkündigten des Königs große Freude über ihre Ankunft und wie er sie in Paris mit Unzuduld erwarte; sie sollten sich jetzt nur noch drei Tage ausruhen hier in Charenton. Sämtliche Gesandte begleiteten dann die Herren hinaus bis an die Hausthür. Da, sie wollten eben in die Kutsche steigen, trat noch zu ihnen Sekretair Wagner von Solothurn und verlangte im Namen der Gesandten die Königl. Gewährung der drei Punkte: „1) Beim Einzug in Paris die Präcedenz oder das Reiten zur rechten Hand. 2) Den Titel „Excellenz“, wie er allen Botschaftern geziemt, und wie sie ihn bereits an den Grenzen von fast allen Königl. Beamten empfangen. 3) Das Hutaufsezgen vor dem König, wie das den Gesandten eines souveränen Staates kommt.“ Die beiden Herren versprachen, diese neuen Wünsche dem König vortragen zu wollen und am Mittwoch sollten sie die Antwort haben. Nachmittags Begrüßung der Gesandten im Namen des Kanzlers, Präsident des Ministerraths, Messire Pierre Séguier, Herzog von Villeneuve; und den Evangelischen besonders wurden abermals die Waldenser in Piemont ans Herz gelegt durch den Besuch ihrer zwei Pfarrer, jenes Herrn Micheli und des Jean Leger.

Dienstags den 6. Nov. machte ihnen der geschickte Stifter dieses Bundes, Herr De Labarde, des Königs Gesandter in der Schweiz, seine Aufwartung.

Mittwochs den 7. Nov. brachten die beiden Introduceurs des Königs Antwort: „Alles solle so gehalten werden wie 1602 unter Heinrich dem 4ten; daher sollten sie beim Einzug nach Paris zur rechten Hand reiten; der Titel „Excellenz“ aber sei nicht üblich bei den Gesandten eines Staates von so vielen Häuptern; und in Betreff des Hutaufsezgens vor dem König, so erhelle aus der französischen Geschichte mehrerer Autoren, daß 1602 der König allein und „sonst Niemand von den Umb-

ständern" das Haupt bedeckt habe. Die Ville zu vergolden, verhieß aber der König solche außerordentliche andere Ehren beim Einzug u. s. w., wie sie noch keinem Gesandten, ja sogar keinem souveränen Fürsten selbst erwiesen worden. Die Gesandten, wiewohl „diess Bescheids sich nicht erhetigende“, waren doch nicht gleich auf ihre Antwort gerüstet, und so machten die beiden Herren sich schnell wieder nach Paris davon. Indessen wurden die Gesandten mit ihrer Antwort bis gegen Abend fertig: „Wegen der „Excellenz“ beriefen sie sich wiederum auf die Königl. Beamten unterwegs, und hauptsächlich, wegen des Hauptbedeckens, fanden sie die Geschichtsstellen für 1602 gar nicht so klar, es heiße da zwar vom König in specie, er habe den Hut aufgehabt, aber unter den bloßen Umständen, die entblößt gewesen, könnte doch kaum auch die damalige Ehrengesandtschaft mitverstanden gewesen sein; sie seien so viel als die Holländer und tausendmal mehr als die Herzoge von Parma, Mantua u. s. w., deren Gesandte doch alle den Hut aufbehielten; sie leisteten auch für den König weit mehr als alle diese, sie hätten also die Ehre des Hutausszegens durch die Darstellung ihres Bluts wohl verdient; der König verliere ja dadurch gar nichts an seiner Majestät, im Gegentheil, das könnte seinem Ansehen schaden, wenn er mit einer geringgeschätzten Nation in solchen Bund trate, es sei jetzt aber überhaupt nicht mehr 1602, seit dem Frieden von Münster; selbst der Kaiser seitdem titulire sie höher, dem sie doch wahrlich nicht so treu dienten. Daher möge der König nur von den Circumstantiis, jenen verheißenen außerordentlichen Neben-Ehren allerlei fallen lassen und dagegen in den essentialibus, wie das Hauptdecken, Gewährung leisten.“ Mit dieser Antwort „kräftiger Substanz“ eilte nun selbigen Abends noch der kluge Herr von Thurn, Gesandter des Abts von St. Gallen, nebst Dollmetsch Vigier nach Paris in die Wohnung der Introduceurs. Es war bereits 9 Uhr. Der St. Galler sprach in der That höchst bereit, und die beiden Herren hinterbrachten es

noch diese Nacht dem König. Von Thurn aber kehrte sogleich nach Charenton zurück, Herrn Vigier in Paris lassend, um des Königs letzten Bescheid folgenden Morgens zu melden.

Es war nämlich eine höchst wichtige andere Frage während dieser Tage bei den Gesandten auch noch in Verhandlung, wobei der St. Galler Gesandte ja nicht fehlen wollte. Nicht weniger als drei Schreiber zankten miteinander darüber, welcher von ihnen der allgemeine Gesandtschafts-Sekretair sein solle, welche Stelle jetzt erst, da die Gesandtschaft vor dem König zu erscheinen hatte, förmlich besetzt ward. Schindler, Landschreiber von Baden, ein Schwäzer, wollte das Amt, weil er bei den Bundesverhandlungen zu Baden die Hauptmühé gehabt; Wagner von Solothurn wollte es aber noch viel mehr, weil er beim Abschluß zu Solothurn die Hauptache gemacht; Waser von Zürich behauptete das erste Recht vor beiden, weil er Sekretair des Vororts sei, und aller Evangelischen obendrein. Es kam zu einem kleinen Gesandtenkrieg deswegen, wobei besonders Zürich und Solothurn sich rauften, bis endlich Herr De Labarde für seinen Solothurner Wagner die Sache zu entscheiden wußte.

Raum war dieser Schreiber-Krieg zu Gunsten Frankreichs entschieden, so trat denn auch Herr Vigier, von Paris kommend, herein, Donnerstags den 8. Nov. und entschied den Complimentenkrieg mit dem König gleichfalls natürlich für Frankreich: „Der König bleibt bei 1602; also kein Hutaufsezen und keine Excellenz; haben die Königl. Beamten unterwegs ihnen diesen Titel gegeben, so geschah das ohne Befehl.“

„Sind solchem nach allerhand wohlmeinende Discours under Unz beschehen, auch die Erinnerung, daß Herr De Labarde schon zu Solothurn ein gleiches vorläufig angekündigt“; das fiel ihnen jetzt erst zum Trost ein, sowie auch, daß ihnen ja eigentlich über diese Dinge gar keine Instruktionen von ihren Herren und Oberen mitgegeben worden; daher „habend wir nach mehrmaligem Umgang und satzamer Erdauerung thunlich

sehn erachtet, von Bestes wegen zu acquiescieren und für dießmahl, wie unsere Altforderer en in ähnlichen Fällen, es dabei bewenden lassen.“ Zugleich beschloß man aber eben in dieser Session, ein Beweis, wie tief die Gesandten verlegt waren, „weil etwan wegen Underlassen des Hutaufsezens ein Gespött und Verächtlichkeit gemeiner Ehrgnoßhaft zugezogen werden sollte, so solle eine künftige Bundeserneuerung pari passu, auf gleichem Fuße, durch bloße heidseitige Commissarios auf den Grenzen vollzogen werden, wobei man denn einer so weiten mühseligen Räts und kostbarlichen Zehrung entledigt sehn könnte.“

Diese Ceremonienverhandlungen erscheinen heutzutage kleinlich. Damals, da die Souveränität, die selbstständige unabhängige Majestät der Staaten nicht im Volk beruhete, sondern einzig und allein im Staatshaupt concentrirt angeschaut wurde, damals waren diese Zeichen der Majestät von hoher Wichtigkeit für die Bedeutung der Staaten vor der Welt. Niemand wußte das besser als Ludwig XIV., er hat es auch hier bewiesen; hätte die Schweiz als Gesamtstaat nur einen Gesandten geschickt im Namen der Tagsagung, Ludwig hätte dem gewiß das Hutaufsezzen gestattet, wie den einzelnen Gesandten anderer souveräner Staaten; allein 35 bedeckte Häupter vor ihm, das war die Zahl der Gesandten, hätten seiner Majestät wirklich nach damaliger Meinung geschadet, wie er ja auch wegen dieser Vielköpfigkeit der Schweiz ihr Begehrn abgewiesen. Aber die Schweizer kannten den damaligen Werth dieser äußerer Zeichen ebenfalls. Und die Pariser Zeitungen begannen in der That schon, sie herabzusezen, und davon hatten sie Wind, daher jene Anspielungen auf das Gespött und die Verächtlichkeit, womit sie ihren Besluß wegen der künftigen Bundeschwörungen zum Theil motivierten.

Diese Ceremonienverhandlungen waren die Hauptursache ihres längeren Aufenthalts zu Charenton. Das war nun abgethan und sie machten heute noch Alles bereit für Paris.

Und so: Freitags den 9. November der Einzug in Paris.

Morgens 9 Uhr kam in Königl. Kutschēn das Geleite angefahren, das sie in die Hauptstadt führen sollte, an der Spitze Marquis De Labarde und Präsident Servien, des Königs Gesandte in der Schweiz und in Savoyen, sowie die beiden Introducteurs und die beiden Kammerherren, die sie an den Grenzen empfangen hatten, nebst 34 Edelleuten, Haushofmeistern und Stallmeistern, alle „prächtig bekleydet und montirt“; sie stiegen zu Pferd, die Gesandten außerhalb Charenton erwartend, und „sobald dieselben bey der stell gewesen hat der Einzug in die Weltberühmte Statt Paris angehebt.“

Voraus die beiden Kammerherren, dann Dolmetsch Vigier, nach diesem die beiden Introducteurs, anführend die Ueberreuter und Dienerschaft in ihren Farben mit „dem silbernen vergulten Geleht auf der einten Seiten der Mäntlen“, sowie die Schaar der Edelleute aus der Verwandtschaft der Gesandten; hierauf die Gesandten, Bürgermeister Waser zur Rechten, links Marquis De Labarde und so fort die französischen Herren links von den übrigen Gesandten; hinter dem letzten Paar der Gesamt-Secretarius Wagner, und am Schluß der evangelische Secretarius Waser mit dem Landschreiber von Vadon, Bartholome Schindler. „Und ist man also, um 10 Uhr, vnder gewaltigem Trompetenschall in das Königl. Lusthaus Vincennes, ein mit kostlichen in Gold und Silber gewobenen Teppiken behängten und sonst mit allerhand Gemähl treffenlich versehenen Pallast eingeritten.“ Man zeigte ihnen die Königlichen Gemächer „ob deren Köstlichkeiten sie sich genugsamb verwundert“, und beim Austritt aus dem Gemach des Dauphins, um 12 Uhr, in den großen Saal tretend, fanden sie „ein prächtiges Fischmahl“, es war Fasttag wie bei den Baslern zu Troyes; sie fasteten, indem vier Gänge, zu 100 Blatten jeder Gang, aufgetragen wurden, „da man wegen Überflusses der Speisen den Appetit verloren; vnder anderen war wunderlich zu sehen, was für ein quantitet von Confect

Zuckerwerk und Obstgewächs von Äpfeln und Birn in grossen Blättern mit pyramidischer Formb und Figur oder in Gestalt hochaufgeführter Felsen gebauwen dargestellt worden"; die Gesandten und die französischen Herren saßen einander gegenüber, wie unterwegs und an den folgenden Gastereien, Tafelmusik, Gesundheiten, Gedräng, besonders von Frauen, denen man unter Tisch Zuckerwerk reichte, beim Aufstehen Preisgeben des Nachtisches, alles wie vorher und nachher, da denn, beim Preisgeben, „ein solche Confusion von der menge Volks entstanden, daß man mit grosser Mühe von dannen ab- und in den Vorraal hat kommen können.“ Beim Abschied von Vincennes sagt ein Bericht: „An diß Orte pflegt man etwan auch einzusezen große Herren und die, denen die Luft zu Paris nicht wohl bekommt.“ Um 2 Uhr ritten sie weiter, und es schlossen sich hier hinten an der Oberst und die Offiziere des Regiments Schweizergarden „mit breiten guldenen Schnüren übersezt und in trefflicher Kleidung als blaue Röf.“ Halt bei der vallée de Fecamps vor Paris, wo also, wie früher bemerkt, damals auch Räuber und Mörder noch hausten. Hier kam ihnen der Gouvernator von Paris, Marshall d'Aumont, entgegen mit vielen „gewaltigen Edelleuthen und Cavalieren“, sie vom Pferd aus bekoplimentirend aus „besorgender Confusion“, welcher nun Wasers rechte Seite einnahm, De Labarde behielt die linke, der Gesandte in Beider Mitte, und so fort dann alle Gesandte in Mitten von zwei französischen Herren, als noch höherer Ehrenplatz denn bisher. So bis 50 Schritte vor die Stadt und das Thor St. Antoine „fortgerückt.“ Wieder Halt. Hier erschien der Prevôt des marchands, Präsident des Pariser Stadtraths, Voisin, mit seinen Stadträthen oder Schöffen (Echevins) in ihren „Ceremonial-Habiten“ von Sammet, blau und roth getheilt, als Farben von Paris; der Prevôt, ebenfalls vom Pferd herab, „so vil er wagen des getrangs der welt exprimieren können“, sprach seinen Gruß: „Unsere Stadt ist die prächtigste der welt, aber seidem Ihr gekommen, ist sie

doppelt prächtig geworden u. s. w." Wäser konnte wegen des unermeßlichen Gedrängs, des Kanonendonners und scheuer Pferde kaum seinen Dank anbringen. Hierauf saßen De La-barde und alle französischen Herren, die links geritten, in ihre Kutschchen und fuhren in die Stadt, ihre linken Plätze bei den Gesandten dem Prevôt und den Stadträthen abtretend. Und nun der Einzug durch das Thor von St. Antoine, voraus jetzt die hundert Schweizer mit fliegendem Banner und ihrem „gewöhnlichen Trommenstreich“, durch ihren Lieutenant „in gewaltigem Auffzug“ angeführt. Da Kanonendonner von der Bastille, Zeughaus und den Bollwerken ringsum, von letzteren donnerten allein 30 Kanonen, dazu Trompetengeschmetter, Trommelwirbel, und als sie sämmtlich innerhalb der Stadt waren, wurden diese Bollwerkskanonen umgekehrt und sandten ihre Donnergrüße ihnen nach bis ins Quartier, „so sonst nicht zu geschehen pflegt.“ Und das Gedränge des Volks, zu Fuß, zu Pferd, in Kutschchen, letztere über 1000, von Vincennes an schon bis in ihre Herbergen alle „Straßen Gassen Lauben, Brücken, auch die Tächer überfüllt, und hat man an etlichen Orthen in die drei duplonen für ein Fenster geben.“ Sie glaubten, alles Volk sei vor dem Thor zusammengedrängt, und konnten „sich nicht gnugsam verwundern“, daß die „quantitet“ in der Stadt noch größer war, „als ob gar Niemand wäre heraus gegangen“; da muß man in Wahrheit bekennen, daß „alle Stätt in Europa der Innwohneren halben einer Statt Paris vil nachgäben müessen“, sie ist die Hauptstadt „auf dem ganzen weitreichenden Kreys des Erdbodens.“ Paris zählte damals wenigstens eine halbe Million Einwohner.¹⁾ London noch kaum so viel.²⁾ Und „in solcher procession ist man über den ansehnlichen Platz, Place Royale, allwo Ludovici XIII.

¹⁾ Mühlhäuser Bericht von 1602. H. 89. „Paris hat nach gemeiner red 500000 Einweher“ S. 47.

²⁾ Allg. Augsb. Ztg. 12. Dec. 1855 außerordentliche Beilage.

Erene Bildnus zu Pferd" u. s. w., "ganz Nachts by hellem
schyn vnzahlbarer Liechtern mit großem Frolocken des Volks
in die Gassen St. Martin angelangt und in dem Hauß der
Madame de Brief abgestiegen, au pressoir d'Or oder bei der
guldenen Trotten, in einem schönen neuen Hauß", zunächst
Herberge für den Vorort Zürich, und darum zugleich "das
Ort der gemeinen Versammlung" sämmtlicher Gesandten, welche
Frau Wittwe de Brief „mit Aufrüstung des Lofsaments, des
Brennholzes in die Camin, Liechtern u. s. w. disen ihren wer-
then Gästen große Hofflichkeit erwisen“, während des ganzen
Aufenthalts. Die sechs oder sieben Herbergen der übrigen
waren alle möglichst in der Nähe. Sie brauchten drei Stun-
den vom Thor bis zu den Herbergen. Der Gouverneur von
Paris Marschall d'Aumont und Begleitung nahmen nun Ab-
schied von ihnen; und alsbald sandte ihnen der Prevôt Hypo-
fras, Consekt und flainbeaux von Wachs als gewöhnliches
Ehengeschenk der Stadt Paris.

Und jetzt erst gieng das Glanzleben recht an.

Samstags den 10. Nov. gleich Morgens wurden sie im Namen des Kanzlers, Séguier, Präsident des Ministerraths, auf Sonntag, und im Namen des Grafen von Soissons, Generalobersten der Schweizertruppen auf Montag „zur Imbmahlzeit“ geladen, worauf der Prevôt und Stadtrath feierlich eintrat und den Gruß, der gestern so kurz abgethan werden mußte, ausführlich von sich gab: „Euere Vereinigung mit unserem unüberwindlichen Monarchen kann verglichen werden mit der Vereinigung der Engel und des allmächtigen Gottes zur harmonischen Regierung der Welt u. s. w.“ Waser dankte für den gestrigen prächtigen Empfang. Nach seinem Regierungsformular hätte er davon reden sollen „wie diese Stadt Paris nicht ohngleich seye dem Meer, welches seinen taaglichen ab- und Zulauff hat u. s. w.“ Zugleich erhielten sie als abermaliges Geschenk vom Prevôt „18 Duzend runde Trüben Confect, treffliche Pasteten von westphalischem schinden

und Wein", welche Geschenke die drei folgenden Tage wiederholten wurden, und, was sie besonders freute, „den Stattdieneren, so das herzugetragen, keine Trinkgelder zu nehmen befohlen.“ Dann Vormittags 10 Uhr führten sie zum Minister des Auswärtigen, de Lyonne, welchem Waser ihr Creditiv zu Handen des Königs überreichte, von Zürich im Namen aller Orte ausgefertigt; der Minister eröffnete, daß der König sie morgenden Sonntags zur Bewillkommungs-Audienz empfangen werde und begleitete sie die Treppe hinunter, aber nur „bis unten an den schnecken“, ohne sie in die Kutschen steigen zu sehen.

Sonntags den 11. Nov. vor der Audienz führten sie in dreißig Kutschen zum Kanzler Séguier, der, selbst unwohl, sie durch seinen Großothermann in einer langen Gallerie von „vergultem Schreinerwerk“ bewirthen ließ, „und also scheinbarlich tractiert, daß man in Wahrheit die Augen verloren“ (zu Vincennes verloren sie nur den Appetit); und für die Ohren ein gleich überschwänglicher Schmaus, besonders von den 24 Violons des Königs „sampt andern, so man auff Französisch hautsbois nennt.“

Abends 3 Uhr, von den beiden Introduceurs des Ambassadeurs beim Kanzler abgeholt, führten sie zur Audienz ins Louvre, „ein solch anschaulich Gebäuw, daßgleichen in ganz Europa nicht solle gesehen werden.“ Am Louvre paradierten das Schweizer- und das französische Garderegiment, durch ihre Reihen schritten sie bis unten an die große Treppe, wo der Herzog von Enghien, Prinz vom Geblüt, des großen Condé Sohn, und vier Marschälle von Frankreich sie empfingen; „der Duc“, so heißt er kurzweg in einem Bericht, zur Rechten Wasers, mit Vortritt der beiden Introduceurs, so stiegen sie zwischen den Reihen der auf der Treppe paraderenden hundert Schweizer hindurch in den Saal der Leibgarden und von da in den Audienz-Saal, in dessen Hintergrund der König „hinder hölgernen Gätteren“, balustres, sie erwartete, ihm zur Rechten sein Bruder, Herzog von Orleans, der Monsieur, zur

Linken der Prinz von Condé, die vornehmsten Kammerherren weiter hinten; der König und alle standen, er allein das Haupt bedeckt. Die Gesandten mußten sich durch ein außerordentliches Gewimmel von Edelleuten hindurcharbeiten, um durch diese „den Seckelschneidern, Coupeurs de Bourse oder filoux genandt, die auch hier Gelt und Zeigührlein etlichen abgenommen, vortheylhaftie wolgelungene preß“ in die Schranken oder balustres hineinzukommen. Der König gieng dem ersten Gesandten drei Schritte entgegen, und, mit entblößtem Haupt, gab er jedem der Gesandten die rechte Hand, und hörte nun „in recht Königlichem Ernsthaßtem Ansehen“ d'un air plain de Majesté et de Douceur, sagt der französische Bericht, die Rede des Bürgermeisters Waser an, und „sobald die oration angefangen, hat er den Hut aufgesetzt, die Herren Gesandten aber den Hut abgehalten“, sowie „alle Vinſtänder.“ Waser sprach „in hergebrachter Muttersprache,“ Vigier dollmetschte: „Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster und Christenlichster König, Allergnädigster Herr und Pundtsgnoß.“ Der Hauptinhalt war, „dass Gott dieses Bundeswerk säquen wolle“, was freilich bei solchem Bund nicht in Erfüllung gehen konnte. Zugleich überreichte ihm Waser ein Memorial, worin allerlei alte Geldwünsche der Schweiz, auch Dinge enthalten waren, die bereits De Labarde in der Schweiz abgelehnt hatte, die man aber jetzt vom König selbst doch noch zu erlangen hoffte, z. B. die Neutralität von Hochburgund. Der König dankte, „mit wenigen zwar, aber ganz kräftigen Worten: On verra par ma conduicte l'estime que je fais de votre Nation.“ Bei der Abschieds-Feierlichkeit redete der König den einen und anderen Gesandten an; z. B. den von Schwyz, Reding, aus dieser Frankreich so ergebenen Familie, fragte er: „Was dachtet Ihr beim Einzug in Paris?“ „Ew. Maj., ich dachte an den Rückzug von Meaux, weil mein Urgroßvater Rudolf damals auch ein Hauptmann der 6000 Schweizer gewesen“ (Der Rückzug von Meaux nach Paris im 16ten Jahrhundert rettete

Carl IX. und den Hof vor den Hugenotten). Das gefiel Ludwig so, daß er am nächsten Morgen beim Lever es rühmte, und beifügte: „Ihn selbst habe auch einmal als Kind ein Schweizergardist gerettet, als er, in der Abenddämmerung einst, im Park sich verirrt und in ein Bassin gefallen sei; fast ohnmächtig habe jener ihn herausgezogen.“¹⁾ Dann giengs, immer „der Duc“ und Waser voran, zurück durch den Saal der hundert Schweizer zur Audienz bei „beyden, der Alten und jexigen Frau Königin“, jene Anna d’Austria, die Königin Mutter, diese Maria Theresia, spanische Prinzessinnen, die sie ebenfalls stehend, mit vielen Hofdamen, empfingen. „Allhic müßte einer der Redkunst wolerfahrener allen seinen Kräften aufbieten, wann die der alten Frau Königin an der Stirn herscheinende Demuth des Gemüeths als der Bekleydung; und danne die Schönheit, Sittigkeit, prächtige Edelgestein, Perlen und anderen Geschmuck, darmit die jexige Gespihlin des großen Monarchen, nit anderst als die hellglanzende Sonn an dem Firmament das Zimmer erleuchtet und die Augen verbendet hat, der Gebühr nach sollte entworfen werden.“ Waser sprach einen einfachen Gruß. Nach seinem Regierungsformular hätte er sprechen sollen „von einem Pellikan, der mit Besprengung seines Blutz die Erstgeborenen Jungen erfrischet und lebendig macht u. s. w.“ Nachdem sie so die „vortrefflichen Matronen mit sonderlichem Fleiß in Obacht genommen“, giengs in ein oberes Zimmer zum Dauphin, erst zweijährig, bei ihm die Marquise von Montauzier, Gouvernante des Enfans de France, welchem Waser eine glückliche Zukunft anwünschte, worauf der Dauphin, „aufangs etwas vnmuthig und erschrocken (begreiflich vor den langen und breiten eisgrauen Bärten), auff Zusprechen aber seiner Regiererin beguetiget, allen Pottschäfern sein Königliches rechtes Händlin gegeben, und sie dieses geküßt, und er mit lieblicher Stimme zu vnser etlichen Amy oder mon Ami, auch etwan adieu mon

¹⁾ Conservateur suisse 7, 375.

Ami gesprochen.“ Die Gouvernante dankte für ihn. Nach seinem Formular hätte Waser dem Kinde wünschen sollen „David's fromme Tapferkeit, Salomons Weisheit, Ezechiel's Gottesfurcht, Jossaphats Ehrer u. s. w.“ Der Duc begleitete sie nun wieder hinab bis an den Fuß der großen Louvretrappe.

Das war die Bewillkommungsaudienz beim König, der feierliche Bundeschwur in Notre-Dame folgte erst acht Tage darauf.

Es war auch hier vorher noch allerlei abzuthun, wie früher zu Charenton.

Zunächst noch die Audienzen bei den Prinzen vom Geblüt. Gleich Montag Abends, den Tag nach der Königlichen, die bei Monsieur, Herzog von Orleans, des Königs Bruder, im Palais Cardinal, von Richelieu erbaut und daher so genannt, später Palais royal, weil von den nächsten Verwandten des Königs bewohnt; es war vorher wieder lange verhandelt worden über das Hutaufsehen vor diesem ersten Unterthan des Königs; die Mehrheit der Gesandten, „leider“ sagt der Basler Bericht, „um eines so großen Fürsten disgust zu verhüten,“ behielten ab, die Minderheit: Uri, Schwyz, Basel, Freiburg, Abt von St. Gallen, Wallis, trotz De Labarde's Zureden, sich den Fürsten zum Freund zu machen, trotzdem, sobald der Herzog aufsegte, setzten sie auch auf, „retirierten sich aber ans Ende;“ sogar vor Madame, Tochter des unglücklichen Carl I. von England, setzten Basel und Freiburg den Hut auf. Dienstag Abends dann Audienz bei Condé, „einer der herzhaftesten Helden Europae, der Alexander dieses Saeculi geheißen.“

Außerdem aber hauptsächlich waren vor dem Bundeschwur die in dem überreichten Memorial enthaltenen Wünsche zu bereinigen, und damit auch dieses Legte, wie alles Bisherige, für Frankreich recht glatt abgehe, wurden die Gesandten nun während dieser Woche von Anfang bis zu Ende, Tag für Tag gewaltiglich gastiert, wie das schon Sonntags, beim Kanzler begonnen, ja Samstags schon, zu Vincennes. Fernere Einladungen

famen nun Schlag auf Schlag, außer zu Soissons, der bereits eingeladen hatte, auch zu den Marschällen von Turenne, von Grammont, von Villeroi und d'Aumont.

Beim Grafen von Soissons standen neben der Tafel mehrere Tische voll goldener und silberner Geschirre; das Confect stand auf der Tafel „in silbernen Körblinen, mit Perlen und Edelsteinen, sowie mit seidinen Bändlin von etlich 1000 Ellen geziert;“ der Musiklärm war „so toll“ während der Gesundheiten, daß man wohl merkte, sie dienten dem Generaloberst der Schweizertruppen; und als am Schluß der Bernergesandte auch die Gesundheit der Kinder des Grafen ausbrachte, da wurden gerade „als ein sehr kostlicher lebendiger Nachtisch die drei jungen Herrlein zu einem lieblichen Schwessen aufgetragen,“ welche nun auf der Tafel von einem Gesandten zum andern spazierend, sich auf Hand und Mund küssen ließen. Prinz Eugen war aber kaum dabei, er war erst am 18. Okt. dieses Jahrs 1663 geboren.

Bei der Mahlzeit des Marschalls von Turenne wird besonders er selbst gepriesen, „deme die Freundt- und Lieblichkeit in discursen angeboren, und die teutsche Sprach wol bekandt (die kannte er wohl von seinen Feldzügen in Deutschland her), aber der Martialische humor aus seinem heroischen ernsthafften Gesicht herfür blicket.“ Nach dem Essen bei Turenne, Dienstags, war dann, wie schon bemerkt, ihre Audienz bei Condé, so daß die Schweizer die beiden ersten Feldherrn des Jahrhunderts an einem Tag bewundern konnten.

Beim Marschall von Grammont giengs besonders lustig zu: Sie fanden zu ihrer großen Freude die Flaschen auf der Tafel in Schlachtordnung aufgestellt, mit zahllosen Fähnlein dazwischen, auf denen Sprüche standen, wie: „wenig essen, tapfer trinken!“ u. s. w. Besonders Champagner floß in Strömen, aber den Schweizern schien er zu schwach und sah aus wie Wasser, weshalb sie ihm unter den Weinen den letzten Rang gaben; der Aenisliqueur hingegen schien ihnen so beißend,

daz sie ihn ausspuckten, Wasser zum Ausspülen forderten und zornig wissen wollten, wer alle Schweizergesandten habe vergiften wollen. Dann lachten sie wieder aus vollem Halse, als nach Tische der Marshall ihnen „ein kurzweiliges Schauspiel, durch ein berühmten Comediant, Namens Molière, fürstellen ließ,” und legten einen Thaler (wohl einen Louisthaler zu drei Franken) zusammen, als Trinkgeld „für den Possenreißer.”¹⁾ „Letztlich dann noch ein künstliches Feuerwerk außerhalb dem Palast zu großer Satisfaction.“

Beim Marshall von Villeroi kam nichts Besonderes vor.

Bei Marshall d'Aumont, es war ein Freitag wieder, da heißt es: „Daz die Mittel des Zeitlichen Vollebens nit nur in dem Gefügel des Lufits, oder Thieren des Erdbodens, sondern auch in dem Grund des fischreichen Wassers zu finden, das hat Herr Marshall u. s. w. erwißen; z. B. wurde aufgetragen „ein Karpff, vil Duplon, darff nit sagen, ob es schon der gemeine Ruff war, etlich 100 Franken werth; auch ein Pastetenwerk mit wohlriechendem Wasser künstlich angefüllt, welches über sich in die Höhe gedrungen und wie ein lieblches Tauw wieder herabgesunken.“ Der Wohlgeruch möchte nöthig sein, denn „nach der Mahlzeit bracht man Tabacpfaffen, davon man trank.“ (Tabaktrinken damals der Ausdruck für Rauchen.)

Aber auch die Geschäfte „habend wir in wehrenden dissen vilen Gasterien gleichwohl nicht underlassen.“ Doch das gieng nun bei solchen Magenstrapazen, wie sichs erwarten ließ. Während mehrerer Tage unterhandelten sie in des Kanzlers Haus mit einigen Ministern, Lyonne des Auswärtigen, le Tellier des Kriegs, Bater Louvois, welcher letztere erst später Kriegsminister wurde, mit Colbert der Finanzen, „einem der Deconomie hochverständigen Kopff.“ Man verhandelte also über jenes Memorial, das noch einige Nebenwünsche der Schweiz enthielt über den

¹⁾ Bulliern. 10, 150.

Bundbrief und Beibriefe hinaus. Man erhielt nichts als allgemeine Versprechungen; wegen des Geldpunktes entschuldigte Colbert den König damit: Er habe die Finanzen im betrübtesten Zustand angetreten, 1661 sei bereits das Einkommen von 1662 und 1663 vorweggenommen worden, „jezt lege der König selbs Hand an, werde punctuellement, ja mehr halten, als er versprochen, welches er (Colbert) oft repetirt.“ Es blieb also auch hier in Paris einfach beim Bundbrief und den Beibriefen, und auch hierbei beschlossen die Gesandten: „hat man es darbey bewenden lassen.“

Nicht minder fanden Evangelische Konferenzen im Besondern statt, mit Lyonne, um für die Evangelischen in Frankreich und Piemont bestimmte Erklärungen zu veranlassen. Zürichs Regierung hatte für diese Sache ihren Gesandten ein wahrhaft eindringliches Formular mitgegeben.¹⁾ Aber hier erreichten sie noch weniger,²⁾ obwohl vom Holländischen und Englischen Gesandten unterstützt, wie auch Ludwigs XIV. baldige Verfolgungen der Reformierten in Frankreich bewiesen.

Und so war für den „Hauptakt“ des Bundeschwurs nun ebenfalls nichts mehr im Wege, für Frankreich wenigstens nichts mehr.

Daher

„Sonntags den 18. November Action des Bundeschwurs in vnser Frawen Kirchen.

„Es hatte daß hellcheinende Tageslicht an dem Gestirn des blauen Himmels sich noch nicht blicken lassen,“ da erdröhnten schon zur Begrüßung des feierlichen Tags die Kanonen der Bastille, 35 Stück, so viel als Schweizergesandte waren. Und vom Louvre bis zu Notre-Dame stellten sich die schweizerischen und französischen Garderegimenter in Parade auf für die Auffahrt

¹⁾ Zürcher Relation S. 447 u. s. w. I. 72.

²⁾ B. B. Bulliem. 10, 151. 152 (44. 45). Kürzerer Basler Ber. H. 89.

Pariser Brief, I. 42 d. S. 148. 149.

des Königs. Die Gesandten wurden in Königlichen Kutschēn in den Erzbischöflichen Palast, dicht bei der Kirche, abgeholt und warteten hier bis der König zur Kirche gefahren. Um 10 Uhr geschah das mit gesammtm Hofstaat „unter gewöhnlichem Vortrab der hundert Schweizern, in etlichen überaus kostlichen mit acht schwarz, grau, und andersfarbigen wunderswürdigen Pferden bespannten, den Alten Römischen Triumphwagen gleichsehenden Gutschen.“ Am Kirchenportal, von der hohen Geistlichkeit empfangen, wurde der König, zwölfe Trompeter vor ihm her und vier Kriegshelden, so bezeichnen die Schweizerberichte die vier *heraults d'armes* oder Wappenherolde, wahrscheinlich nach dem Gehör übersetzend, so wurde also der König in den Chor geführt, in dessen Mitte ein Thron mit Baldachin und vor demselben ein Betpult, alles mit violettem Sammt, von goldenen Lilien durchstickt, überzogen. Der König trug ein schwarzseidenes silbergesticktes Kleid und Mantel. In den Chorstühlen rechts von ihm saßen die Königinnen nebst Hofstaat, sowie von fremden Gesandten am französischen Hof der Benetianische und Savoyische, weil ebenfalls mit der Schweiz in von Frankreich anerkannten Bündnissen stehend; sie hatten erst Schwierigkeiten gemacht, weil der König von ihnen bei diesem allerfeierlichsten Anlaß auch Hauptentblözung gefordert, und erst, als ihnen versichert worden, selbst Monsieur werde barhaupt erscheinen, nahmen sie Theil, den spanischen Gesandten aber hielt ein sehr gelegenes Unwohlsein ab. Die Chorstühle links vom König waren für die Schweizergesandten bestimmt, welche nun alsbald, von Condé im erzbischöflichen Palast abgeholt, erschienen. Das Schiff der Kirche war vollgedrängt von Volk. Zur Eröffnung stille Messe durch den Bischof von Chartres, während welcher die evangelischen Gesandten auf den Lettner abseits geführt wurden, und hier oben flüsterte ein Graf von Waldeck dem Baslergesandten zu: Voicy un grand jour qui vous peut rendre heureux ou malheureux; sehr wahr, zumal das Letztere. Nach der Messe begann die Schwurfeierlich-

keit. Der König stand auf, bedeckte sich, wie er auch also blieb, sogar während des Schwurs, vor Gott. Neben ihn traten Lyonne, französischer Minister des Auswärtigen, und Wagner von Solothurn, schweizerischer Gesamtsekretarius, beide auf violettsamtenen Kissen die pergamentnen Bundbriefe emporhaltend, in beiden Sprachen verfaßt, Lyonne den mit den silbernen Siegelsapseln der dreizehn Orte und Zugewandten, Wagner den mit den französischen goldenen Siegelsapseln. Zugleich traten die Gesandten vor den König. De Labarde, einleitend, berichtete von seiner Bundesarbeit in der Schweiz und wie jetzt diesem Werk die Krone aufgesetzt werde durch diesen feierlichen Schwur. Waser sagte, die Thaten der Schweizer während der früheren Bünde seien die beste Bürgschaft für Frankreich, was die Schweiz auch in diesem Bund leisten werde, darum „vil davon zu reden ohnnothwendig,“ und wünschte vor Allein, der Bund möchte ausfallen zu Gottes Ehren. Der König, nur kurz, verhieß der Schweiz im Fall der Noth die Hülfe Frankreichs mit aller Macht, und ließ das noch weiter ausführen durch den Alterspräsidenten des Ministerraths (Doyen du conseil) d'Ormesson, in Abwesenheit des franken Kanzlers; dieser gute alte Herr, der „sein Bestes gethan,“ wegen Altersschwäche jedoch kaum verstanden wurde, hob seine Rede auf den Knieen an, was aber der König nicht duldet; er lobte den König wahrhaft ungeheuerlich, sowie auch dessen Vater Ludwig den XIII. „den Gerechten“, der doch historisch eine Null gewesen, und setzte die Verheißungen der gewaltigen Hülfe Frankreichs für die Schweiz des Breitern auseinander. Jetzt geschah der Schwur. Allein hatte man bereits von d'Ormesson wenig verstanden, so nahm nun das Gedränge so überhand, daß, wie es scheint, der Eid etwas stürmisch abgethan werden mußte. Von der Schwurformel hörte man so viel als nichts, die doch gewiß vorher verlesen wurde, wie 1602, ebensowenig von Eidesworten der Gesandten.¹⁾ Die Berichte schweigen von allem dem; nur das

¹⁾ Vergl. Schaffhauser Bericht und Mühlhäuser Bericht. 1602. H. 89. Der

sagen sie: Der Cardinal Barberini, Grossalmosenier von Frankreich, legte ein offenes Evangelienbuch auf den Betpult vor den König; Waser, sowie nach ihm alle Gesandte, berührten das heilige Buch feierlich mit ihrer rechten Hand „und leisteten also den Eidschwur dem König;“ darauf that dasselbe der König „mit diesen deutlichen gesprochenen Worten: *Et moi j'en fais autant!*“ Der kurze Baslerbericht sagt: „Ich hörte nichts, auch den Eydt nicht verlesen, gieng also in dem getreng zu, macht dem König reverentz, legt die Hand auf das Evangelium, ohne Wort sprechen.“ Der Mann scheint von der heiligen Handlung nicht sehr erbaut gewesen zu sein. Nach dem Schwur *Te Deum* mit begleitendem Kanonendonner. „War hiemit disser Haupt-Actus in Gottes Namen vollbracht.“

Dieser Haupttag der ganzen Pariser Reise wurde geschlossen durch ein Gastmahl, das ihnen der König gab im erzbischöflichen Palast, und wohin man sich aus der Kirche durcharbeiten mußte „in unsäglicher Confusion.“ Prinz Condé saß Oben an. Der König selbst mit den Königinnen speiste in einem andern Saal. Es war „ein recht Königliche Mahlzeit zu vier Gängen.“ Beim dritten Gang, als die Gesandten übersatt schon aufstehen wollten, da erschienen die Königinnen, und „sagten sich auf einen erhabenen Thron“ ein ebenso vortrefflicher Anblick als die Vortrefflichkeit der Speisen; sie kamen, das Außerordentliche zu schauen, denn alsbald erschien auch der Kö-

Schwur lautete: Ihr schwören und geleben zu Gott auf das heil. Evangelium Im Namen Euerer Herren und Oberen, daß Ihr den tractat der Vereinigung, wie die mit Ihnen zu Solothurn beschlossen und allhie besiglet präsentirt wird, vollkommenlich und in guten trewen halten wollen, und darwider nimmer thun noch handlen, in kein weeg noch gestalt.“ Diesen Eid sprach der Dolmetsch deutsch vor, und die Gesandten sprachen nichts anders nach, denn „Ja.“ (Schaffhauser Bericht. Der Mühlhäuser Bericht kürzer ungefähr ebenso. Wer den französischen Eid vorgesprochen, sagt keiner der beiden Berichte. Das sagen noch beide: Die Gesandten hätten ihre zween Finger aufs Evangelium gelegt.)

nig, wie 1602 Heinrich IV., „stellte sich oben an die Tafel, trunke seinen werhesten Gästen und allerliebsten Freunden zu“ und redete freundlich mit ihnen eine Viertelstunde, des Hauptinhalt: „Was seine Voreltern die Ehdtgenössische Nation je geliebet, so wolle Er Eh noch mehrer lieben!“ Nach dem kurzen Baslerbericht: „Er trank uns zu, schwächt ein wenig und trat wider ab.“

Die Stadt Paris freute sich dieses Tags durch „Anzündung der Freudenfeuern und Stadtlössung.“

Und Tags darauf gab der Prevot und Stadtrath (Echevins) ihnen erst das rechte Fest im Namen der Stadt im Hôtel de ville oder Rathaus auf dem Greve-Platz. Hier war die ganze Tafel mit Springbrunnen von wohlriechendem Rosenwasser übersprengt, des Königs und der Kantone Wappen sogar auf allen Tellern angebracht; aus den pyramidalischen Zuckerthürmen des Nachtischs, „als man solche verbrochen“ flogen überall Waldvögelein hervor mit Schellen an den Füßen und ein natürliche Musik angestellt,“ dadurch sie „mehr befröhlicht“ worden, als durch die trumpetende, paufende kanonen donnernde Tafelmusik. Das Volk indeß jubelte draußen auf dem Greve-Platz um die Brunnen, die weißen und rothen Wein den ganzen Tag ausströmten; auch Brod und Fleisch ward ausgetheilt und Geld ausgeworfen „so dem gemeinen Volk die Gedächtnuß der Schweizern hinderlassen.“

Um so stiller gieng es einige Tage später zu bei der fürstlichen Wittwe, der Herzogin von Longueville, Gräfin von Neuenburg. Es war die letzte Mahlzeit. Die Gesandten fanden sie bei der Aufwartung in schwarzem Trauerkleid auf dem gleichfalls schwarz überferten Bette sitzend, und konnten ihr nicht genug danken für die auf der Durchreise zu Neuenburg genossene Kostfreiheit. Und hier in Paris schien diese großmuthige Fürstin noch das in Neuenburg Begonnene übertreffen zu wollen; das bewies ihr Gastmahl, herrlicher als alle vorhergehenden: an Wildbrett und Geflügel 6 bis 700 Stück Bratis

(der gedruckte Bericht Wegners spricht von 6 bis 7000, ein Druckfehler). Aber keine „Spilleuth“, weil der trauernden Dame wohl die Tafelmusik nicht schicklich erschien. Doch jedenfalls ein kostlicher Schlussring der langen Pariser Schmauskette.

Und nun der Königliche Schluss dieser Pariser Festlichkeiten: Eine prächtige Parade seiner Schweizerischen und Französischen Garderegimenter und der Garde-Reiter, besonders der herrlichen Gardes du corps, 7000 Mann zusammen, im Park zu Vincennes, den Schweizergesandten zu Ehren gegeben Dienstags den 20 November. Das Longuevillesche Fest war den Tag darauf. Die Berichte von 1602 sagen vom Vincenner-Park: Er sei so groß wie die ganze Stadt Paris, man brauche drei deutsche Meilen, ihn zu durchreiten; vor der Belagerung von Paris durch Heinrich IV. um 1590 sei er belebt gewesen von 3500 Stück Wild, worunter viel weiße Hirsche und Damhirsche, aber die Liguisten hätten alles Wild getötet,¹⁾ wahrscheinlich um der Hungersnoth in Paris während jener Belagerungsjahre abzuhelfen.

Schon in der Morgendämmerung zogen die Truppen aus auf den Paradeplatz: „Daz finstere Gewülck der ungeheuern Nacht war noch nit allerdings vorbei, da die allein zu des Königs Hoffhaltung gehörigen Kriegsvölker auf Vincennes zu marschiert.“ Bald darauf „erhebte“ sich auch der König dahin, bestieg draußen zuerst ein kleines weißgraues Pferd, das ihm aber nicht zu gefallen schien, er vertauschte es mit einem dunkelgelben oder Isabellfarbigen, wie kein alter Römischer Kaiser oder irgend ein berühmter Kriegsheld der Weltgeschichte je ein schöneres bestiegen. Er selbst hatte einen blauen goldgestickten „Kittel“ an, und einen schönen schwarzen Hut, darauf „ein ponceau oder füwrsarbener Federbusch“, so groß, daß man ihn weithin im Feld erkannte. Er stellte die Truppen selbst in Schlachtordnung auf, nach der damaligen Weise, das

¹⁾ Schaffhauser Bericht 1602 und Mühlhauser Bericht 1602. H. 89.

Fußvolk in drei Reihen hinter einander, die Reiterei auf die beiden Flügel jeder Linie. (Das war auch die Ordnung der Berner in der zweiten Vilmergerschlacht 1712.) Während dessen waren die Gesandten in Königlichen sechsspännigen Kutschern auch zu Vincennes angelangt, und nach genossenem Frühstück im Schloß „so aber des Namens eines rechten Imbisimahls wohl werth gewesen,“ ritten sie dem König entgegen, der mit entblößtem Haupt ihnen seine Freude bezeugte, daß er ihnen seine Hastruppen vorführen könne. Er durchritt mit ihnen die Linien und stellte sich dann mitten vor der Front auf, ihm zur Rechten der Hofstaat, aber Hutab, ihm zur Linken die Gesandten, doch dafür Hutauf. Und nun ließ er jede Linie dreimal „losbrennen“ als dreimalige Salve den Gesandten zu Ehren. Hierauf Vorbeimarsch der Truppen. „Da dann die Officirer aufs kostlichste angethan und mit ansehnlichen Federbüschchen dem König die Reverenz gemacht, ist wunderschön zu sehen gewest.“ Alles damit „die Herren Eydtgnosser Ihrer Nation verdienstliches Wolhalten heimbringen könnten.“ Sie konnten auch „dieselben nicht genugsamb ansehen noch verwundern und haben öffentlich bekendt, daß Sie aller Magnificenz der Gastmähleren und was Sie sonst prächtiges in Paris gesehen, in anschauung dieser gewaltigen und befürchtlichen Macht, so einer ganzen Armee wegen Erfahrenheit der Offizieren und Soldaten zu vergleichen, gleichsamb vergessen hätten.“

Nach der Musterung Abschiedsaudienz beim König im Schloß von Vincennes. Waser wünschte nochmals, wie er das schon zweimal bei den feierlichsten Gelegenheiten gethan, und es war bei ihm gewiß keine Phrase, zum dritten- und letztenmal wünschte er Gottes Segen über das nun vollendete Bundesgeschäft, um dem König es recht eindringlich zu machen, daß er für die treue Haltung des vor Gott beschworenen Bundes auch vor Gott verantwortlich sei, und dankte dann kurz in einfach kräftigen Worten für alles vom König den Gesandten erwiesene. Der König versicherte die Eidgenossenschaft seines

unerschütterlichen beharrlichen Wohlwollens, und reichte jedem Gesandten wieder die Hand wie bei der Bewillkommung; sie haben Abschied genommen, sagt der französische Bericht „avec des sentimens de tendresse incroyables.“

Nach seinem Regierungsformular hätte Waser seine Rede beginnen sollen also: „Der Menschenhäßige Momus hat aus unzehriger Courtoisie gewünscht, daß eines jeden Menschen Herz durch ein Fensterlin ihm möchte offen stehen. Wir möchten wohl leiden, daß Ew. Königl. Majest. Unsere Herzen gleichsam durch ein Fenster sehen könnten, um unsere Aufrichtigkeit und Dankbarkeit ins Gesicht zu fassen u. s. w.“ Dem König seinerseits würde aber wahrscheinlich ein solches Herzfenster nicht bequem gewesen sein.

An den folgenden Tagen nahmen sie die üblichen Königlichen Geschenke in Empfang und ersätteten die Curialia oder Abschiedsbesuche, bei welchen letztern sie auch den Prinzen Eugen zu sehen bekamen, indem der Graf von Soissons ihnen alle seine fünf Söhne vorstellte, unter denen jener der jüngste war, erst vier Wochen alt. Beim Minister Lyonne aber des Auswärtigen hatten sie heftig zu klagen über einige in Druck aus gegangene famose Zeitungen und Schriften, welche zu Paris öffentlich verkauft wurden, des Inhalts, als ob die Schweizergesandten gekommen wären, dem König das juramentum fidelitatis, den Vasallen-Eid, wie Unterthanen, abzulegen. Schon bei ihrer Ankunft hatte, wie früher bemerkt, der Unfug angefangen, es war aber seitdem noch ärger geworden; besonders ärgerte sie ein eben erst erschienener neuer Calender mit einem Kupferblatt „darinnen unsrer Gesandtschaft mit ganz ungebührlicher Postur und Bekleidung repräsentiert wurde.“ Lyonne tröstete zwar, man solle dergleichen „inconvenientzen“ zu Paris und andern großen Städten nicht achten; die spanische Gesandtschaft habe sich noch viel Uebergeres gefallen lassen müssen. Die Schweizer aber fanden sich dadurch nicht getröstet und der Verfasser mußte ins Gefängniß, woraus er denn bald wieder durch den

Gesandten Vorwort befreit ward, und zugleich mußten alle jene Schriften „supprimiert“ und in der Gazetten die Insolzenen revociert werden.

Als Geschenk vom König erhielten sie durch Herrn De Labarde und einige Schatzmeister Colberts jeder Gesandte der dreizehn Orte eine vierfache goldene Kette mit Medaille oder „Pfennig“, 1800 Franken werth, die Zugewandten etwas geringere, und so abwärts die Söhne und Tochtermänner der Gesandten noch geringere, die einfachen Dienner 18 Franken. Wasser aber eine fünffache Kette mit Pfennig zu 2400 Franken nebst einem goldenen Medaillon, „in einer oval Form oder Cher Runde“, darin des Königs Bildniß von 112 Diamanten umfunkelt „so ein namhaftes geschägt worden, 1521 Franken oder 918 gut Gulden.“ Der goldene Pfennig, 18 Dublonen schwer, zeigte auf der einen Seite den König und Dauphin mit den Gesandten im Moment des Bündschwures und die Umschrift:

Nulla dies sub me natoque haec foedera rumpet.

In den Berichten überzeugt:

So lang ich leb und mein Delphin,

Soll disser Bundt unbrüchig syn.

Auf der andern Seite des Pfennings des Königs Bild. Als Entschädigung für die Unkosten der Reise oder als Reisgelder erhielten die Gesandten der dreizehn Orte jeder 1200 Franken und so ferner abwärts. Diese Geschenke zusammen kosteten den König 117,000 Franken. Sie waren aber doch nicht recht zufrieden damit: Basel klagt: „Es sind weder die Kettenen noch die Medalien von Duplonengoldt, sondern von schlechterm gewesen“; und in Betreff der Reisgelder heißtts: „haben wir viel mehr Unkosten gelitten und ein mehreres verthan“; z. B. Zürich bekam ins Ganze an Reisgeld etwa 5000 Franken; hatte aber Ausgaben: Von Zürich bis Paris 1600 Gulden,

Aufenthalt in Paris	1700	"
-------------------------------	------	---

Heimreise	800	"
---------------------	-----	---

Zusammen über	4000	Gulden,
---------------	------	---------

wozu dann noch Einiges kam, so daß die Ausgaben gegen 5000 Gulden betrugen, also etwa 7000 Franken; den Überschuß trug der Staatsseckel. Und auch die Ehrengeschenke durften sie behalten.

So viel von den Königlichen Geschenken. Dagegen mußten die Gesandten auch allerlei schenken, an Trinkgeldern in den Herbergen, den Königlichen Trompetern, Kutschern u. s. w., auch für Verse und Lobsprüche, die ihnen „dedicirt“ worden, lateinische und französische, welche den Bundeschwur samt allen Ceremonien besangen.¹⁾ Ein Dichter machte unter anderm die Verse:

Un „je vous hais“ en France est plus charmant,
Que n'est un „je vous aime“ en Suisse.²⁾

So heißts z. B. in der Zürcherrechnung: „Einem Verzmacher widerum $1\frac{1}{2}$ Gulden“, und gleich darunter: „Dem Schumacher $2\frac{1}{2}$ Gulden.“ Auch Ausgaben für Arme kamen vor, z. B. „Einer Gräfin auf Engelland $1\frac{1}{2}$ Gulden“, ein merkwürdiges Almosen. Auch nahm sich ein Königlicher Beamter die Freiheit, die sämtlichen Gesandten zu Pathen zu bitten „sie möchten sein Söhnlein durch den heil. Tauff zu einem Christen machen helfen“, sie bestellten dazu sechs katholische Gesandte. Kurz: Es waren gegen Ende der Trinkgelder und Ehrenausgaben so viel, daß sie, besonders weil sie keinen gemeinen Seckel hatten, fast gar nicht Meister wurden, „ist erfolget, das es ohnordenlich hargangen, dennensjenigen, denen mehreres gebührt, weniger, und denen das weniger, das mehrere, anderen gar nichte worden, und man also wenig Ehr davon gehabt.“

Bei diesen Geldsachen hier auch etwas von einigen Preisen in Paris:

Ein Pfund Hausbrot . . . 1 alter Batzen.

¹⁾ Haller Schweizerbibl. V. Nr. 1230 bis 1232.

²⁾ Bulliem. 10, 148 (37).

Ein Pfund Kindfleisch	2 alte Batzen.
Eine Maß besten Weins	6 " "
Ein Pfund frische Butter	4 "
100 Eyer	28 " "
Eine zweispärnige Kutsche täglich	10 alte Franken u. s. w.

In der Schluss-Session der Gesandten, bei Mad. de Brif, entschuldigte sich Bürgermeister Waser „wofehrn er wegen seines hohen Alters das nit verrichtet, was man von Ihme erwartet, wie dann der Willen ganz geneigt gewesen were, wann die Leibskräfftien mit demselben correspondiert hetten“; sie aber dankten ihm herzlichst wegen „loblich vertretterer Commission“ und nahmen von einander freundlichen Abschied.

Die Rückreise geschah in vereinzelten Gesellschaften, still; aber in ihren Heimatorten wurden sie meist laut und mit militärischen Ehren empfangen.

Zürich reiste über Mümpelgard, und wunderte sich sehr „daß es weder von dem anwesenden Herzog (von Württemberg) noch jemand von den seinigen nur mit visitiert worden.“ Dafür ward es in Basel entschädigt, dessen Gesandte bereits vorher heimgekommen waren; „Sonntags den 16. Dez. waren wir zur Kirchen geführt, und beim wilden Mann gastfrei gehalten.“ Zu Baden herbergten sie „im hinderen Hoff.“ Zu Zürich wurden sie militärisch empfangen durch die „Musquetierer von der Schmiedenzunft“ und verschiedene Zünfte gästierten sie, eine Nachfeier der Pariser Militärschauspiele und Es=Thaten.

Basels Bericht schließt:

„Gott sey gedankt, daß Er Uns so gnädiglich behüete hat, Ihme sey Lob, Chr und Preuß gesagt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen. An Gottes Segen ist Alles gelegen.“

Diese Lobpreisungen galten der glücklichen Heimkunst von der Reise zum Bundschwur, nimmermehr diesem Bundschwur selbst. Niemand war mißvergnügter über diese Hauptthat dieser Reise, als eben sie die Gesandten. Sie hatten auf diese Reise

ihre letzte Hoffnung gebaut, jene anderen Wünsche auch noch zu erlangen, die sie im Bundesbrief und den Beibriefen nicht hatten erlangen können, und diese Hoffnung war völlig gescheitert. Und die größte Schuld suchten sie richtig da, wo sie war: bei sich selbst. „Sie hätten,” heißtts in den trüben Schlussbetrachtungen des Zürcherberichts, „zuvor zu Haus alle diese Sachen mit Frankreich abmachen und nicht erst darüber disputieren sollen vor des Königs Pforten;” und ferner: wie giengs zu bei den Geschäftszusammenkünften? „Mit Noth und keinem Lieb hat man die Gesandten zusammenbringen können; wenn die Einen um 7 oder 8 Uhr vorhanden, so kamen die Andern erst um 9 Uhr, und blieben doch nicht bei der Stell, giengen ihren Sachen nach, andere der Mäss u. s. w.”; aber begreiflich that auch der König sein Bestes, die Geschäfte zu hemmen: „Königlicher Seiths hat man die Eydtgnössischen Gesandten von dem Ersten Tag an Ihrer Ankunft mit alltäglichen Gastereyen aufgehalten, bis und mit dem Freitag vor dem Sonntag, da der Gundschwuhr geschehen sollen, den man also nit wohl hindderhalten können.” Und so kam es denn, wie es kam: Die Schweizer beschworen Alles, was der König wollte, der König aber nicht Alles, was die Schweizer wünschten. Am stärksten drückt sich über das eigentliche Misserfolgen dieser Pariser Reise ein französischer Brief aus, von einem zu gleicher Zeit in Paris in andern Geschäften anwesenden Schweizer; der Name des Schreibers ist nicht genannt, sowie auch nicht an wen in der Schweiz der Brief gerichtet war. Datum: Paris, 24. Nov. 1663; also aus den Tagen, da die Gesandten im höchsten Saus und Braus schwelgten:

„Ich habe Ihnen über den guten Ausgang der Gesandtschafts-Verhandlungen zu berichten versprochen, allein ich habe mich getäuscht mit vielen Andern (*je me trouve trompé avec plusieurs autres*). Was die alten Schulden betrifft, so hat man keinen Heller baar erhalten, nur Versprechungen. Den Kaufleuten wegen der Zölle ist Alles bewilligt auf dem Papier,

wird jedoch nichts gehalten werden. Die Neutralität von Burgund aber ist geradezu abgeschlagen worden (*la Neutralité est entièrement refusée à Bourgogne, soubs pretexte, qu'Elle n'en abesoing; wie davon früher schon die Rede war*). Und zu Gunsten unserer Religionsverwandten (*Quant aux nos pauvres gens de la Religion*), so hat man damit gar nicht einmal vor den König kommen dürfen und sich begnügen müssen, den Gesandten von England und Holland durch ein denselben eingehändigtes Memoire diese Sache zu übertragen. Ueberhaupt: Man schämt sich dieser Gesandtschaft so und spricht von ihr mit solcher Verachtung, daß einem angst und bang werden könnte (*Au reste on porte tout de honte et de mepris de cette Ambassade, que cela fait peur*).“ Der erbauliche Brief schließt: „Das Neueste ist, daß der König auf einen großen Schlag sinnt, für den man im Stillen gewaltig rüstet; Jedermann spricht davon, aber Niemand kanns ergrübeln, wem das Unwetter gelten soll (*on ne peut penetrer, ou se decharger la tempeste*).“

Das war also die letzte Gesandtschaftsreise der Schweizer nach Paris, zur Beschwörung eines Bundes mit Frankreich, diese Reise von 1663, die glanzvollste aller bisherigen, aber auch die schattenreichste.

Und nun nach diesen letzten grellen Sonnenblicken unaufhaltsam tobten die Gewitter los, welche dreißig Jahre lang, fast ohne Unterbrechung, Europas Grundfesten erschütterten, und aus deren finstrem Schoß das Frankreich Ludwigs XIV. hervorgieng, mächtig, prächtig, wie vordem kein Europäischer Staat noch solche Höhe erschwungen. Alles mit Hülfe der Schweiz. Zum Heile Frankreichs Alles, und Alles zu der Schweiz Unheil. Die aufsteigenden Gewitter aber haben bereits in den Schlusworten jenes Briefes von ferne zu donnern angefangen.

